

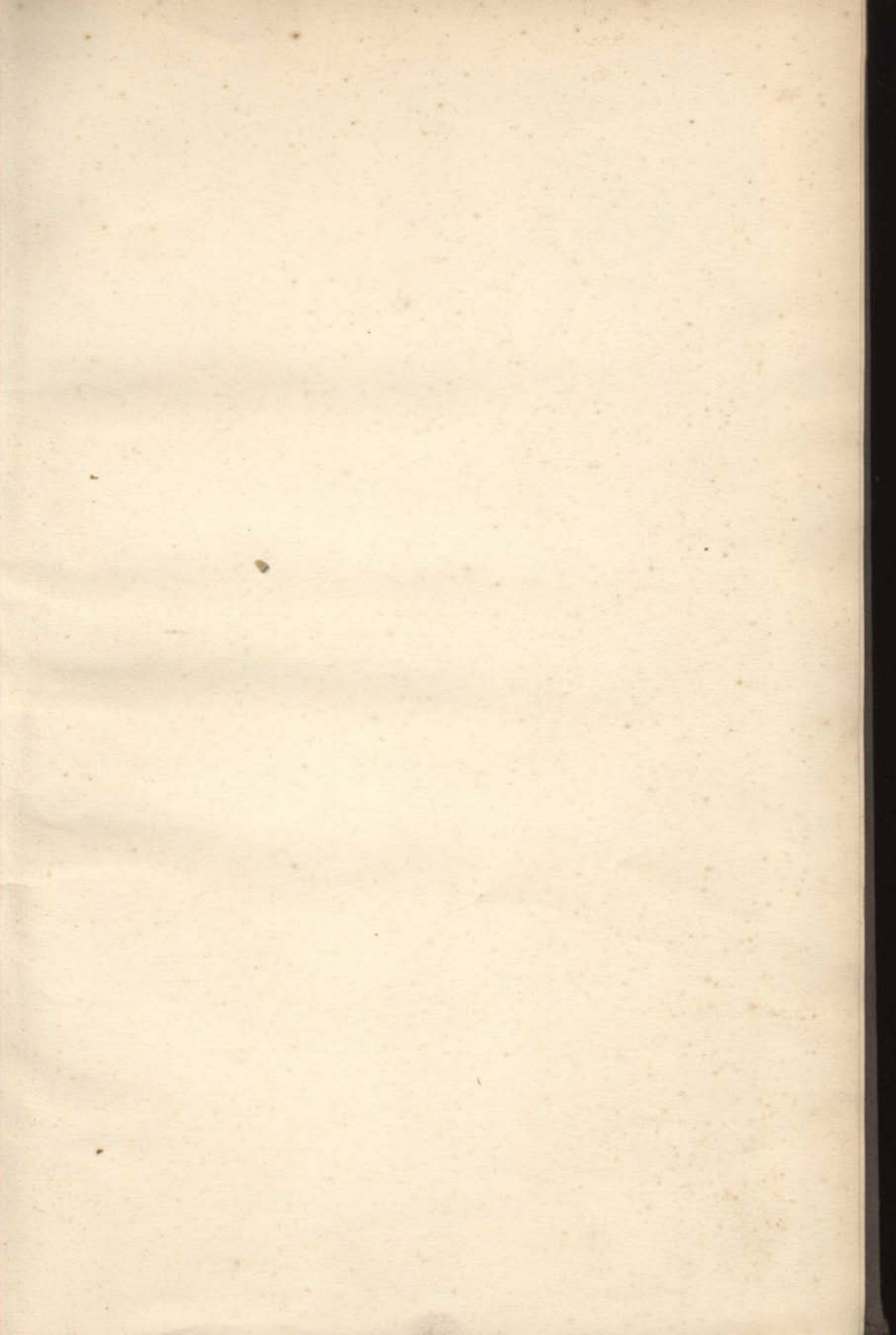
DEAR

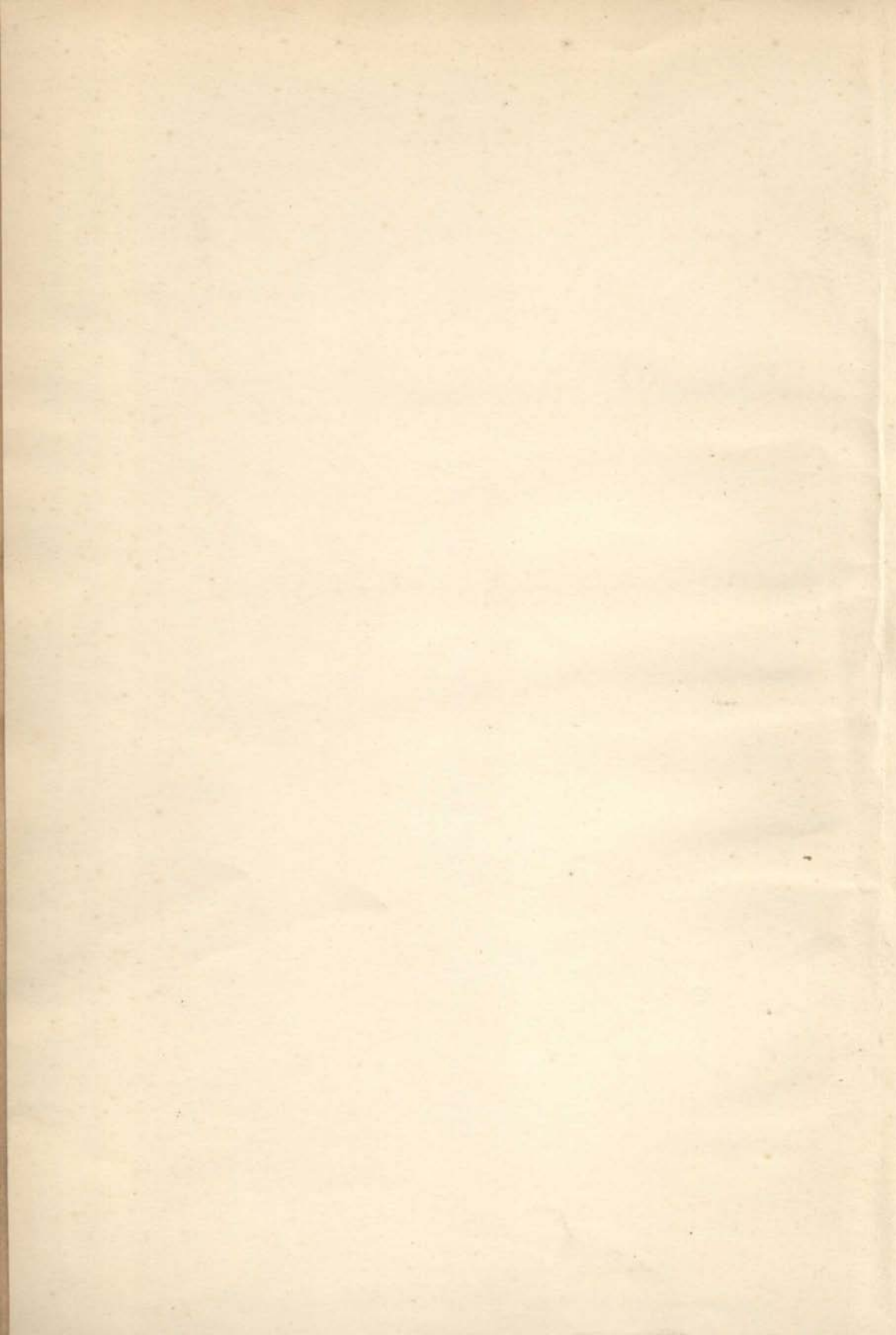
Vorb. 8 m 50 196

Bei

Herr Max Bense - Kinteler-
schaft

E9472







J o h a n n K o m á r o m i



Ein Roman

Aus dem Ungarischen übertragen

von

Alexander von Sacher-Masoch

Büchergilde Gutenberg Berlin 1929



616 407

Országos Széchényi Könyvtár

Leltári szám:

V520-4192/1964



Copyright by Büchergilde Gutenberg, Berlin

Satz und Druck: Buchdruckwerkstätte GmbH, Berlin

Es war Abend; die Gäste verließen die Terrasse. Ich kauerte in einem Stuhl in der Ecke und sah auf das Wasser. Millionen Sterne zitterten auf dem Grunde des Balaton, und von ferne glänzten Füreds Uferlampen herüber. Mitunter traf mich eine kühle Luftwelle, die von drüben kam; als holte die Nacht tief, tief Atem. Darauf immer noch größeres Schweigen. Nur der feine Gesang des Wassers tönte weiter. Die Terrasse war leer, und ich schlug den Mantelkragen hoch. Die Kellner drehten das elektrische Licht ab, nur ein vereinzelter starker Brenner leuchtete noch auf der Promenadenseite. Dort drüben spielte eine Kapelle.

Ich war den ganzen Tag traurig und niedergeschlagen, konnte jedoch selbst keinen Grund für diese Stimmung finden. Jetzt, da ich in diesem Eckstuhl saß, dachte ich an lange vergangene Dinge. An Menschen, die mir einst sehr nahe standen, und von denen ich seit Jahren nichts mehr wußte. Solche Gedanken überkommen uns oft, wenn wir uns sehr einsam fühlen. Besonders an den Abenden.

Der Kellner brachte den Mokka. Ich mochte eine halbe Stunde so dagesessen sein, vor mich hinstarrend. Ich glaube, daß ich um diese Zeit keine Gedanken mehr hatte, und falls dennoch Gedanken da waren, zerflossen sie in nichts, wie der Streifen der Milchstraße am Himmel oben.

Als auch der Kellner fort war, blickte ich auf. Die Terrasse lag in Dämmerung, und es fiel mir ein, daß ich ganz allein war. Und doch war es nicht so ... Ich erstaunte, denn mir gegenüber in der andern Ecke der Terrasse saß noch jemand. Genau wie ich: vor sich hindenkend mit hochgeschlagenem Kragen. Ich wußte nicht, ob er noch vom Abendbrot hiergeblieben oder erst später in jene Ecke gekommen war. Jäh überkam mich der Verdacht, jener Unbekannte beobachte mich und sitze nur darum mit solcher Ausdauer da, weil er Absichten habe, die meine Person betrafen. Einige Augenblicke lang sah ich ihm gerade ins Gesicht, konnte aber im Dämmer seine Züge nicht erkennen. Ich

fühlte, daß er mich vorsichtig beobachtete. Ich wurde unruhig und erhob mich, um mein Zimmer aufzusuchen oder noch ein wenig den Strand entlang zu bummeln.

Ich stand auf und ging zum Ausgang. Dabei mußte ich an dem Fremden vorüber. In diesem Moment wußte ich, daß der unbekannte Kerl mich unentwegt ansah. Ich war schon in der Nähe seines Tisches, als er sich unerwartet regte: Servus!

Ich drehte mich um und stand ihm nun gegenüber. Jetzt erhob er sich und streckte mir die Hand entgegen: Erkennst du mich nicht?

Es war einer von jenen alten Gefährten, an die ich erst vor einer Viertelftunde mit solcher Rührung gedacht hatte, ohne daß ich einen besonderen Grund gehabt hätte, gerührt zu sein. Ich erinnerte mich nur, eben zufällig, an sie. Dieser Kamerad, den ich hier traf, stand mir vielleicht am nächsten von allen. Wir hatten acht Jahre lang dieselbe Schulbank gedrückt und trafen uns in den ersten Wochen des Krieges im gleichen Regiment. Dann trennten sich unsere Wege. Das war nun gerade acht Jahre her.

Ich reichte ihm die Hand: Grüß' Gott, Koloman! Weißt du, daß ich vorhin — eben noch — an dich dachte...? Ich sah, daß ihn dieses Wiedersehen freute.

Und ich beobachtete dich schon seit einer guten Stunde. Ich wollte nicht stören...

Ich begriff nicht.

Nun, sagte er, sichtlich verlegen, Dichterleute lieben es nicht, wenn man gleich mit der Tür ins Haus fällt. Ich sah, daß du nachdachtest. Aber nimm bitte Platz, wenn ich dir nicht zur Last bin.

Mit dem größten Vergnügen!

Wir setzten uns einander gegenüber. Mein Freund schellte dem Kellner und bestellte Wein. Er bot mir eine Zigarette, steckte sich selbst eine an, legte seinen weichen Sitz neben sich hin, lehnte sich zurück und strich sich durchs Haar. Er hatte sich seit acht Jahren kaum verändert:

er trug den schwarzen Schnurrbart auch jetzt kurz geschnitten, und ich beneidete ihn auch heute um seine jubelnde Gesichtsfarbe. Aber es war, als liefe der Schatten eines alten Kammers durch seine sonst lachenden Augen. Möglich, daß ich mich täuschte.

Der Kellner brachte den Wein, entkorkte die Flasche und verschwand. Jetzt begann mein Freund zu sprechen: Acht Jahre, nicht wahr? Nun, ich wußte auch seither so ziemlich alles über dich. Ich habe einige deiner Bücher gelesen, denn glaube nicht, daß wir Landleute so zurückgeblieben sind, wie sich das die Romandichter vorstellen. Ich freute mich, wenn ich deinen Namen sah —, und weißt du wohl, wie oft ich in den Einzelheiten gemeinsame Erlebnisse wiedererkannte? Einmal war ich dir besonders dankbar. Wir erhielten im Gefangenenerlager am Cassino — es ist drei Jahre her — mehrere ungarische Zeitungen, und dort las ich eine humoristische Skizze von dir. Ich mußte lachen, daß mir die Tränen kamen. Ich war dankbar, denn es wirkte damals auf mich wie ein ermunternder Gruß aus unserer fernen Jugend.

Ich versuchte den Bescheidenen zu mimen, aber er winkte ab: Ich lachte, daß mir die Tränen kamen.

Wir schwiegen eine Weile. Die Sterne bligten in sommerlichem Glanz am Himmel oben und in der Tiefe des Balaton. Von der Promenade klang unterdrücktes Lachen, und drüben — jenseits des durch die Bäume glimmenden Lichts — spielte die Kapelle. Das Wasser rauschte. Wir waren allein, wir beide. Mein Freund erhob sein Glas. Wir tranken.

Und wie ist es dir ergangen seither? fragte ich dann.

Er saß eine Weile stumm da. Aber auf einmal neigte er sich vor: Mir? Meine Geschichte ist einfach, aber vielleicht interessant. Außer diesem einen ist mir nichts begegnet, aber dieses eine währte sieben Jahre in einem fort. Es kann sein, daß ich heute nacht den Schlusspunkt unter die Geschichte setzen werde.

Jetzt neigte ich mich vor: Wie? Heute nacht?

Ja — und er lächelte dazu, aber es war, als liefe wieder der Schimmer jenes alten Kammers durch seine Augen. — Wenn es wahr ist, wird in drei Stunden alles zu Ende sein. In diesen drei Stunden kann ich mich mit dir aussprechen, und du kannst die Sache niederschreiben, wenn du glaubst, daß es sich lohnt. Ich frage mich nur, ob es dich nicht ermüden wird.

Nicht um die Welt, Kamerad!

Gut also. Ich will vorausschicken, daß von den Einzelheiten meines Lebensromans viele wissen von jenen, die mich früher mit Teilnahme begleiteten oder sich innerlich an meinen Qualen geweidet haben. Aber sie wissen nur Einzelheiten: Jeder so viel, wie er mit mir sah oder durchlebte. Du bist der zweite Mensch, dem ich jetzt vom Anfang bis zum Ende alles erzähle. Wer dein Vorgänger war, will ich dir später verraten. Aber ich muß eilen, denn ich habe nur drei Stunden für dich übrig.

Ich fragte ihn rasch: Sag' mal, wann triffst du hier ein?

Heute abend um sieben Uhr.

Und wie lange willst du hierbleiben?

Morgen vormittag um neun fahre ich heim und werde — wie ich glaube — mein Dorf nie wieder verlassen.

Morgen vormittag? — Und ich sah ihn neugierig an. — Jetzt ist halb zehn vorbei. Bis morgen vormittag um neun haben wir genau elf Stunden übrig.

Du wirst schon sehen, sagte er mit veränderter Stimme, daß es nur drei sind. Nicht um eine Minute mehr habe ich übrig. Um halb eins läuft der Nachtschnellzug ein: in diesem Moment werde ich aufstehen, dir die Hand schütteln und dich hier sitzen lassen ...

Aber weshalb?

Das will ich ja gerade erzählen.

Er lehnte sich zurück, strich sich seiner Gewohnheit gemäß durch das Haar und begann zu sprechen.

Vor sechseinhalb Jahren, in der zweiten Hälfte Dezember des Jahres 1915 zwischen fünf und sechs Uhr abends, trat ich das erstemal auf die Straße hinaus. Es handelt sich um ein kleines Städtchen im Oberland. Es ist wirklich nicht wichtig, um welches. Vergewenwärtige dir Besztercebánya, Kasone, Bártfa oder Eger: es geht auf eins hinaus. Auch die Namen der vorkommenden Personen sind nebensächlich. Alle, von denen in dieser Geschichte die Rede sein wird, leben noch.

An jenem Dezemberabend, an dem es mir zum erstenmal erlaubt wurde, das Hospital zu verlassen, rieselte der Schnee. Mich hatte man — noch im Laufe des Sommers — an der nördlichen Front solcherart zusammengeschossen, daß ich seither unentwegt liegen mußte. An diesem Abend durfte ich also das Spital zum erstenmal verlassen und nur für eine Stunde. Denn der Chefarzt verstand keinen Spaß, wenn einer von sich aus versucht hätte, den einstündigen Ausgang zu verlängern. Ich war damals Fähnrich und alles in allem einundzwanzig Jahre. Das ist nicht so wichtig, ich erwähne es nur nebenbei.

Wir kamen also aus dem Hospital und erreichten die Promenade, denn ich ging mit einem Kameraden, einem verwundeten Leutnant, aus. Er den linken Arm in der Binde, ich auf einen Stod gestützt. Als wir den Promenadenplatz erreichten, wurden unsere Augen jäh vom starken Licht geblendet. Denn auf dem Platze entzündeten sich um diese Zeit die zwei Bogenlampen. Nach den langen Monaten im Felde und im Hospital überkam uns im ersten Moment, als wir wieder unter Menschen sein durften, die sich einander und des Lebens freuten, ein angenehmes Gefühl.

Stelle dir die Promenade eines Oberlandstädtchens im zweiten Kriegsjahre vor. Im zweiten Kriegsjahre, als wir vom Kriege noch wenig spürten, die Trauer von ein, zwei Familien ausgenommen, als wir noch Lackstiefel und elegante Offiziersmützen trugen und froh sein durften nach Herzenslust! Diese zwei ersten Jahre waren vielleicht

freundlicher als die Welt des Friedens. Über der Jugend stand immer drohend der Krieg, die Leiden der Jugend rührten die Alten, und ihre Nachsicht wuchs. Natürlich nur innerhalb gewisser Grenzen. Damals fiel es — zum ersten Male — nicht weiter auf, wenn ein Leutnant einem sechzehnjährigen Fräulein den Arm bot, auch wenn das Fräulein noch nicht die Braut des Herrn Leutnants war. Die Herren Offiziere waren „stramm“ und „fesch“, und wenn der eine oder andere von der Promenade verschwand und nach drei Wochen die Nachricht kam, daß er gefallen war zwischen den russischen Verhaufen oder am Ufer der Drina, beweinten ihn die Fräulein bitterlich. Ja, das waren liebe Zeiten!

Erinnere dich: nie wurden so viele Tees und Hausbälle gegeben wie damals. Heute traf sich die Jugend hier, morgen dort, und wenn es keine Zigeuner gab, feierten sie bei Klavierbegleitung bis zum Morgen. Diese Unterhaltungen hatten damals bereits ihre frühere Übertriebenheit eingebüßt. Es waren stille, feierliche Gesellschaften, die Herren Offiziere waren ernster geworden und klirrten beim Tanzen leiser mit den Sporen, und die Fräulein erlaubten den Herren Offizieren mehr. Natürlich nur innerhalb gewisser Grenzen. Damals war alles so ungewiß, und man konnte nicht wissen, ob nicht so mancher von den Herren Offizieren in zwei Wochen den Schnee am Ufer der Sztripa umarmen werde mit seinen erkaltenden Armen.

Ich bin jedoch vom Thema abgekommen, wundere dich nicht darüber. Dieser Abend hat sich meiner Erinnerung so tief eingeprägt, daß ich ihn mein Leben lang nicht vergessen werde. Dazu ist hinreichend Grund vorhanden. Und dann ist von einem Oberlandstädtchen die Rede, und immer überkommt mich Rührung, wenn ich Namen wie Rozsnyó, Löcse, Ungvár höre. Was waren uns diese unvergeßlichen Städtchen! Und wer weiß, ob wir es einmal erleben werden, wieder frei nach Rozsnyó, Löcse oder Ungvár zurückkehren zu dürfen!

Ich habe dort aufgehört, wo ich erzählte, daß wir, mein Kamerad und

ich, die Promenade erreichten. Du kennst ja diese Promenaden im Oberland. Zuerst eine Drogerie mit weißem Schaufenster, von Glühbirnen erleuchtet, dann das „Große Pariser Warenhaus“, an der Ecke die Konditorei, gegenüber das hell erleuchtete beste Café „Pannonia“ oder „Széchenyi“, und drinnen beginnen die Zigeuner gerade zu zirpen ...

Ein, zwei Offiziere ausgenommen, kannten wir fast niemanden. Unsere Freiwilligenschule war anderswo gewesen, unsere alten Kameraden waren im Feld oder in alle Winde verstreut. Gott weiß, wo sie waren. Aber schon innerhalb zehn Minuten hatten wir beinahe einen Konflikt mit einem Oberleutnant.

Wie erwähnt, schritten wir in stummer Freude nebeneinander her. Wir betrachteten die Paare, manchmal kamen auch Gruppen zu fünfen, sechsen ungezwungen plaudernd, in der ganzen Breite des Bürgersteiges. Wir besahen und kritisierten die Mädchen, nahmen den steifen Gruß der Einjährigen entgegen und grüßten unsere Vorgesetzten, als uns — vom andern Ende der Promenade — ein Oberleutnant entgegeneilte, als suchte er jemand. Dieser Oberleutnant hat weiterhin keine Rolle in meiner Erzählung, nur eben an diesem Abend, da ich durch ihn, aber ohne sein Wissen auf jenes Mädchen aufmerksam wurde, das durch mich so unglücklich geworden ist, und an das ich bis zur heutigen Nacht mit so viel Liebe und Wehmut zurückdenke.

Jener Oberleutnant, der uns in augenscheinlicher Nervosität entgegenkam, dankte nämlich nicht auf unsern Gruß, obgleich er bemerken mußte, daß wir beide ihn vorschriftsmäßig grüßten. Er war schon vorbeigerannt und in zwei Sekunden in der promenierenden Menge untergetaucht. Wir beide sahen einander erschrocken an, was natürlich war. Mein Kamerad hatte die Große Silberne, mir leuchteten schon zwei Auszeichnungen auf der Brust. Demgegenüber war der Oberleutnant noch so reinbrüstig wie ein gerupftes Huhn. Wir sahen einander an: Du, diesen Kerl ziehen wir sofort zur Rechenschaft!

Mein Kamerad nickte fast: Ich stehe auf demselben Standpunkt. Man muß es ihm beibringen!

Wir kehrten um. Wenn ein Skandal erwünscht ist — es sei! Vorläufig war der Oberleutnant zwar spurlos verschwunden, aber wir hofften ihn sicher zu fassen. Wir mochten schon in der Nähe des Cafés sein. Unter den vier hellen Spiegelscheiben bildeten ein paar Offiziere eine Gruppe, als der Oberleutnant auftauchte. Er kam zurück, jetzt vollkommen ruhig, und es schien, als plauderte er mit jemand. Aber der Menge war jedoch vorläufig nur seine Mütze sichtbar.

Wir stellten uns dem Café gegenüber auf, um ihn hier um eine Erklärung zu bitten. Wenn ein Skandal erwünscht — es sei! Aber so, daß die ganze Stadt davon spricht, wochenlang! Aus dem Skandal wurde jedoch nichts.

Jene Gruppe, die unmittelbar vor dem Oberleutnant ging, war schon vorüber, ich und mein Kamerad wollten gerade auf den Bürgersteig hinauftreten, aber im letzten Augenblick blieben wir am Rande des Bürgersteiges haften. Buchstäblich haften. Der Oberleutnant kam nämlich diesmal mit zwei Damen daher, zwanglos plaudernd. Besser, er plauderte nur mit der einen, die auf der rechten Seite ging. Es war eine junge Frau mit lieben Augen und, wie wir ein paar Tage darauf erfuhren, eben seine Gemahlin. Aber zwischen dem Oberleutnant und seiner Frau ging noch ein Mädchen. Des Mädchens wegen waren wir beide dort am Straßenrand haftengeblieben.

Und dennoch war nichts besonders auffallend an ihr. Von Gestalt war sie kaum über mittelgroß und noch nicht Siebzehn. Dies erfuhr ich von ihr selbst, später. Sie kam in einem braunen Kostüm, mit breiter Pfingstrose im Gürtel, in hochschäftigen, braunen Stiefeln, schwarzer Pelzmütze. Ihr Haar schien mir blond zu sein, und ich wäre heute noch nicht imstande, zu erklären, was mit mir vorging, als ich sie so jählings erblickte, obgleich sie mich damals keines Blickes würdigte. Ich erinnere mich, daß ich mir zum Beispiel die Farbe ihrer

Augen, die uns doch sonst bei Frauen in erster Linie auffällt, damals gar nicht merken konnte. Ich kann auch nicht sagen, daß sie auffallend schön war. Sie war hübsch. Ihr Gesicht eher rundlich, vielleicht etwas unregelmäßig. Aber gerade das machte es so anziehend. Nur ihre Augen waren eine Ausnahme. Möglich jedoch, daß ich mich auch darin irre. Ihre Augen packten mich vielleicht darum so stark, weil der Schnee rieselte und auf ihre Wimpern vielleicht gerade in jenem Augenblick, als ich sie erblickte, zwei Schneeflocken niederfielen und diese Schneekristallchen im Licht der Bogenlampe zu glänzen begannen. Die Augen des Mädchens wurden wie zwei sprühende Sterne davon.

Die drei waren schon ganz in unserer Nähe. Der Oberleutnant sagte gerade irgend etwas zum Mädchen, das Mädchen nickte bejahend, und gleichzeitig blickte mich der Oberleutnant an. Jetzt aber grüßten wir nicht. Das Mädchen war schuld daran, daß wir den Gruß vergaßen.

Sie gingen vorüber. Die vor dem Café plaudernden Offiziere schlugen a tempo die Hacken zusammen und salutierten so stramm, daß ihre Wangen erzitterten. Das Mädchen wandte sich um und sagte zu dem einen: Guten Abend, Laci!

Der so ausgezeichnete Offizier war ein kleiner Fähnrich. Der kleine Fähnrich nickte und errötete dabei. Ich glaube, er hätte diese Anrede nicht um drei Frontauszeichnungen hingegeben.

Als das Mädchen verschwunden war, sahen wir uns an: Was sagst du nun?

Mein Kamerad antwortete mit einer Frage: Hast du ihre Stimme gehört?

Wir machten uns wortlos nach dem Hospital auf den Weg, denn der Ausgang lautete auf eine Stunde. Den ganzen Abend sprachen wir kaum ein Wort miteinander. Wir gingen dann zu Bett, und es war schon elf Uhr vorbei, aber mein Freund wälzte sich noch immer

schlaflos hin und her. Ich sagte: Nicht wahr, du denkst an dieses Mädchen?

Ja, du auch?

Ich auch.

Wir schwiegen. Jetzt sagte er nach einer Weile: Man müßte sie kennenlernen. Aber wie?

Nur Geduld! Falls sie nun hier fremd wäre! Und wenn sie schon verlobt ist?

Den Leutnant störte das nicht sonderlich. Wir werden sie dem Bräutigam schon wegschnappen.

Und welcher von uns würde sie bekommen? fragte ich lachend.

Darauf erfolgte keine Antwort. Ich sagte dann noch: Gute Nacht!

Gute Nacht...

Aber es vergingen Stunden, ehe ich einschlafen konnte. Mein Freund atmete zwar lang und regelmäßig, aber ich war überzeugt, daß er sich nur verstellte, der Gauner. Auch der nächste Tag verging irgendwie. Abends, pünktlich um fünf Uhr, waren wir auf der Promenade. Dasselbe Bild wie gestern. Aber uns beide interessierte die Promenade kaum noch. Wir warteten auf das Mädchen. An der Ecke des großen Cafés lungerten einige Artillerieoffiziere umher. Ich vergaß zu erwähnen, daß in dem Städtchen Artillerie und Jäger stationiert waren. Wir gehörten zu den Jägern. Unwillkürlich stellten wir uns vor dem Eingang des Cafés auf. Ging sie auch heute abend aus, mußte sie hier vorbeikommen.

Es hatte den Tag über geschneit, aber am Abend verschwanden die Wolken. Die vielen Sterne strahlten kalt, und ein leichter Nordwind kam aus der Richtung von Késmárk. Der frische Schnee knirschte unter den promenierenden Paaren, die Bogenlampen blitzten, und alles war guter Laune. Es wußte ja in jenen Tagen niemand, wie lange er sich noch des Lebens und seiner Mitmenschen würde freuen dürfen!

Eine halbe Stunde verstrich so, und wir warteten noch immer. Ich sagte zum Leutnant: Es war doch ein fremdes Mädchen. Sicher ist sie heute schon abgereist. Da können wir lange warten ...

Aber im gleichen Moment stieß mich der Leutnant an: Dort kommt sie!

Ich hatte sie noch nicht bemerkt, zuckte jedoch unwillkürlich zusammen. Ich hatte dabei natürlich ein angenehmes Gefühl, dennoch ärgerte ich mich über mich selbst. Meine Schwäche ärgerte mich. Ich hatte bis dahin mehr als ein Mädchen gekannt, hatte mehr als eine liebe Erinnerung, aber nie wurde mir elend zumute wie heute. Und jetzt begann ich ausgesprochen unbeholfen zu werden.

Wirklich, das Mädchen kam, genau so gekleidet wie gestern abend. Eine große Pfingstrose im Gürtel, die schwarze Pelzmütze auf dem Kopfe. Jetzt aber umgab sie ein ganzer Hofstab: fünf, sechs Offiziere begleiteten sie, und alle waren bemüht, an ihre Seite zu gelangen. Da war ein Wettstreit um dieses Mädchel auf Tod und Leben, das war klar. Das Mädchen aber kam in der Mitte. Ihr Gang war etwas geziert, wie das Schreiten verzogener Kinder. Einer von den Offizieren mochte einen besonders gelungenen Scherz improvisiert haben, denn das Mädchen lachte hell auf. Mit einem klingenden Lachen.

Sie hatten uns schon fast erreicht. Ich starrte das Mädchen immerwährend an, und als ich so ihr liebes, unregelmäßiges Gesichtchen bewunderte, krampfte sich mein Herz zusammen. Ich weiß heute noch nicht weshalb? Möglich, daß ich schon damals eifersüchtig war auf jene, die sie umdrängten.

Sie gingen an uns vorbei. Aber da wandte sich das Mädchen plötzlich um und sagte, zur Gruppe der Artilleristen gewendet: Servus, Géza! Wir sahen beide hin. Alle Offiziere salutierten und schlugen die Hacken zusammen. Genau so, wie gestern abend die Jäger. Das „Servus, Géza!“ war für einen Freiwilligen bestimmt, der bei den Offizieren stand. Dieser Freiwillige stand dort mit herausfordernder, trotziger

Miene, den rechten Fuß ein wenig vorgestellt, die linke Hand am Säbelgriff, so wie das eben neunzehnjährige Freiwillige zu machen pflegen. Der Freiwillige erhob, mit einer Art wohlwollender Herablassung zwei Finger seiner Rechten an den Mützenrand, war aber nicht weiter erschüttert.

Das Mädchen und ihre Begleiter waren bereits verschwunden. Wir blieben dort vor dem Café stehen und sprachen vorläufig nicht miteinander. Ich fühlte eine ungewohnte Wärme im Herzen. Ich war nicht verliebt in das unbekannte Mädchen, das wäre ja auch kaum möglich gewesen. Irgend etwas an ihr hatte mich gepackt. Was es war, darüber konnte ich mir keine Rechenschaft geben. Ich glaube, daß ich nichts weiter tat, als sie bewundern, und war angenehm berührt von dem Bewußtsein, daß auch sie mich bemerkt hatte. Als sie nämlich den Kopf gewendet und den überlegen dreinschauenden Freiwilligen begrüßt hatte, schien es mir, daß ihr Blick auf mir ruhte und vielleicht den Bruchteil einer Sekunde auf mir haftenblieb. Das konnte freilich auch eine Sinnestäuschung gewesen sein; ich aber war überzeugt davon, das Mädchen habe mich bemerkt. Nach Monaten, als auch der letzte Offizier von ihrer Seite gewichen war — und zwar meiner wegen — erklärte sie mir oft, daß sie mich an jenem Abend zum erstenmal erblickt habe, und daß ich mich — einem unerklärlichen Gefühl zufolge — schon damals ihrem Gedächtnis einprägte. Wir wissen jedoch, daß die Mädchen, besonders wenn sie verliebt sind, in jedem Falle geneigt sind, solch nachträgliche Ahnungen anzunehmen. Heute aber weiß ich, daß, wenn sie mich an jenem Abende wirklich bemerkte, ich für sie nach einer halben Minute sicher nicht mehr auf der Welt war. Sie konnte erst in den nächsten Tagen aufmerksam geworden sein, als ich ihr allabendlich im Café gegenüber saß und meine Blicke sie keinen Augenblick verließen.

Das Mädchen und die fünf, sechs Offiziere waren schon verschwunden. Ich sah meinen Freund an: Wie findest du sie?

Sie gefällt mir entschieden, antwortete er kalt. Ich überlege nur, auf welche Weise man sie kennenlernen könnte?

Das wäre das wenigste. Unter den Artilleristen steht dieser unverschämte Einjährige, der vorhin ihren Gruss nur so von oben herab erwiderte. Da ihn das Mädchen duzt, wird er entweder ihr Verwandter oder ein naher Bekannter sein. Vielleicht auch sind sie in dieselbe Schule gegangen, und daher das Du. Wir werden uns den Einjährigen für alle Fälle vorknöpfen.

Ein guter Gedanke, sagte mein Freund.

Wir blieben noch zehn Minuten, aber das Mädchen kam nicht mehr zum Vorschein. Möglich, daß sie nach der jenseitigen Hälfte der Promenade gegangen waren. Und dann sahen wir, daß der Freiwillige nach zehn Minuten die Offiziere grüßte und in die entgegengesetzte Richtung davonging.

Wir folgten ihm. Nach hundert Schritten holten wir ihn ein. Ich rief ihn an: He, Freiwilliger!

Er warf trotzig den Kopf hoch. Als er sah, daß er es mit Offizieren zu tun hatte, schlug er die Hacken zusammen: Zu Befehl, Herr Fähnrich. Freiwilliger, kennst du jenes hübsche Mädchen, das dich eben vor dem Café begrüßt hat?

Der Freiwillige stand nicht mehr stramm. Hingegen warf er mit der Frechheit der Freiwilligen hin: Hübsch? Das glaube ich wohl! Das haben auch schon andere gefunden!

Wie heißt sie?

Teri Mayer.

Woher kennst du sie?

Woher? Daher, daß sie meine Schwester ist!

Das hätten wir uns gleich denken können. Wir stellten uns vor, der Freiwillige schlug wieder die Hacken zusammen: Géza Mayer, Herr Leutnant! Géza Mayer, Herr Fähnrich!

Jetzt schlenderten wir, nunmehr zu dritt, die Promenade abwärts. Der

Freiwillige klärte uns auf: Ihr wollt mit ihr bekannt werden? Ich werde es ihr sagen, Herr Leutnant, bitte ergebenst. Leider habe ich gerade jetzt wenig Zeit, aber meine Schwester pflegt mit den Eltern jeden Abend ins große Café zum Konzert zu kommen. Geht nur hin, beruft euch auf mich und stellt euch vor. Ich werde Teri schon avisieren!

Im Café? fragten wir gleichzeitig. Unmöglich.

Also dann auf der Promenade! sagte der Freiwillige verwundert. Ich habe es in Kassa genauso gemacht. Teri werde ich auf alle Fälle avisieren!

Ich versuchte es ihm zu erklären: Freiwilliger, das ist so nicht üblich. Was würde deine Schwester von uns denken?

Ich werde ihr die Mücken schon austreiben!

Hier mußten wir lachen: Du quatschst durcheinander. Könntest du uns nicht zu euch mitnehmen?

Sehr gerne, antwortete er. Aber erst in ein paar Tagen, denn jetzt bin ich bei der Batterie wahnsinnig angehängt, und abends ist man gezwungen, seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen. Wir lächelten. Der Freiwillige ließ sich nicht aus der Fassung bringen: Respekt! Auf Wiedersehen, Herr Leutnant! Respekt! Herr Fähnrich! Ich werde Teri bis dahin avisieren!

Wir schüttelten uns die Hände und machten uns nach dem Hospital auf den Weg, denn unsere Zeit war um. Wir betraten wohlgelaunt unser Zimmer: Jetzt waren wir schon sicher, daß wir Teri Mayer innerhalb ein bis zwei Tagen persönlich kennen würden. Aber es kam anders.

Am darauffolgenden Tage, nach dem Abendessen, nahmen wir am Stammtisch der Jäger Platz. Drüben war der Tisch der Artilleristen. Das Mädchen mußte uns gerade gegenüber sitzen, aber sie war noch nicht da. Das Café war voll, die Stimmung laut, die Zigeuner spielten. Bei ihrem Tisch saßen schon zwei jüngere Offiziere, ein Fähnrich und

ein schnurrbärtiger Major und jener Oberleutnant mit seiner Gattin, den wir vor zwei Tagen vor eben diesem Café zur Rechenschaft ziehen wollten. An unserem Tische trafen wir zwei Kameraden. Wir bestellten etwas und sahen uns um. Später kam ein Gespräch mit den zwei Kameraden in Gang. Es mochte etwa eine halbe Stunde verstrichen sein, als mich der eine Offizier anstieß: Dort kommt Teri Mayer mit ihren Leuten. Das hübscheste Mädchen der Stadt.

Und da er vorher schon einiges hinter die Binde gegossen hatte, fügte er augenzwinkernd hinzu: Mein Wort, das hübscheste!

In diesem Augenblick hoben mehrere an den Tischen die Köpfe. Voran ging Teri Mayer, dann folgten ihre Eltern. Und sie setzten sich an jenen Tisch, an dem diese zwei jüngeren Jägeroffiziere, der Fähnrich, der bärtige Major und unser Oberleutnant mit Frau plauderten. Die drei jüngeren Offiziere sprangen — alle zugleich — auf und eilten zu dem Mädchen. Sechs Hände halfen ihr aus dem Mantel. Teri Mayer nahm zwischen den Offizieren Platz, so daß sie unserm Tische gegenübersaß.

Ich sah das Mädchen unverwandt an. Im Verlaufe der Zeit schlossen sich uns noch einige Offiziere an. Die Zigeuner fiedelten, das Café lärmte. Champagnerpfropfen knallten, und auf der gegenüberliegenden Seite hub jemand zu singen an. Ich sah auf das Mädchen. Ich sah sie an, meinen Kopf in die Hände gestützt, so daß mein Blick sie keinen Augenblick verließ. Mit dieser Hartnäckigkeit wollte ich nur jene drei Jägeroffiziere ärgern, die sich unterdessen im Courmachen gegenseitig überboten.

Ich kümmele mich auf den Tisch und sah sie an. Ich konnte nicht wissen, ob ihr Bruder nach unserer gestrigen Begegnung sie schon „avisiert“ hatte, soviel aber stellte ich fest, daß auch Teri Mayer zu mir hinsah. Erst mit dieser naiven Schlaueit, daß sie vorsichtig ein-, zweimal über ihre Schläfen strich und zwischen den Fingern hindurchblickte. Später nahm sie auch dieses Mäntelchen nicht mehr zu Hilfe:

sah mich ganz ruhig an. Sie hatte die Gewohnheit, ihren Kopf etwas schief zu halten und ihre Lider manchmal zu senken, während ihre Wimpern erzitterten und sie ein wenig furchtsam beiseite lachte. Aber das war Verstellung bei ihr. Die Augen waren ihr Schönstes: das wußte sie ganz genau.

Ihre Eltern wurden von der Gesellschaft in Anspruch genommen, und das Mädchen sah mich nunmehr ruhig, fast verwundert an. Ich denke, es störte sie, daß ich sie so anstarrte. Ein-, zweimal wandte sie — anscheinend ärgerlich — den Kopf ab und tat, als achte sie auf die um sie bemühten Offiziere. Das lag ihr jedoch, in Wahrheit, ganz fern. Mein Kamerad, der Leutnant, der neben mir saß, stieß mich sogar an: Mach' keinen Skandal! Du wirst von den Nachbartischen schon beobachtet!

Ich beruhigte ihn: Scher' dich nicht darum. Im übrigen erkläre ich, daß ich binnen einer Woche alle Jäger und Artilleristen bei ihr ausgestochen haben werde.

Der eine Leutnant von unserem Tisch lachte: Bei Teri Mayer? Na na! Ich hörte nicht auf ihn. Im Café befand sich übrigens auch der karpfenschnäuzige Oberarzt. Er nickte uns höflich einige Male zu: Ja, ja, er habe uns bemerkt! Die Folge dieses höflichen Kopfnickens war, daß mein Freund am andern Tage einen Ukas erhielt: wenn er es noch einmal wage, den Abend auszubleiben, werde ihm der Nachmittagsausgang entzogen. Ich konnte leicht lachen, da ich an diesem Tage aus dem Spital entlassen worden war. Ich meldete mich umgehend beim Ersatzkader. Am nächsten Tage stand auch ich vor dem Café unter den Jägeroffizieren. Wieder erschien das Mädchen. Als die Sporen aneinanderklirrten, grüßte sie nickend die Offiziere. Ich grüßte natürlich nicht, da ich sie nicht kannte. Sie bemerkte mich und sah mich fest an. Von oben bis unten. Dann ging sie gleichgültig weiter, als wäre nichts geschehen. Ich wußte, daß sie begann, sich über mich zu ärgern, und freute mich ehrlich darüber. An diesem Tage

kam sie nicht ins Café. Am nächsten Tag sah ich sie wieder nicht, auch nicht auf der Promenade. Während dieser zwei Tage suchte ich überall nach ihrem Bruder, hörte jedoch in der Artilleriekaserne vom Korporal des Tages, daß die Herren Einjährigen zur Übung in die Berge gezogen seien. Möglich, daß sie eine Woche fortblieben.

Ich hätte ja mit Teri Mayer auch ohne Vermittlung ihres Bruders zusammenkommen können, da es beim Ersatzkader kaum einen Offizier gab, der sie nicht persönlich kannte. Aber gerade das wollte ich nicht. Nur keine Gefälligkeiten anderer! An einem Samstagabend erschien das Mädchen wieder im Café. Es war auffallend bleich, als wäre es krank gewesen. Ich beobachtete es verstohlen: es schien nervös zu sein. Es saß zerstreut am Tisch, warf mitunter erregt den Nacken zurück, dann glitt sein Auge vorsichtig, als sähe es nur über die Tische hin, bis zu unserer Ecke und blieb eine Sekunde an mir haften. Ich tat, als sähe ich es nicht. Es mochte schon zehn Uhr vorbei sein, als ich bemerkte, daß es mich andauernd beobachtete. Ich sah es an und begann unwillkürlich zu lächeln. Jetzt wandte es sein Antlitz nicht mehr ab, sondern blickte mich fast selbstvergessen an. Mit verwunderten, weit offenen Augen. Ich glaube, es hielt mich für grenzenlos unverschämt. Die Pfingstrose trug es diesmal im Haar. Damals hatte ihr Bruder schon mit ihr gesprochen, sie wußte also, daß ich mit ihr bekannt werden wollte, ich aber konnte das nicht wissen.

Kurz nachher erhoben sie sich von dem Tisch: das Mädchen, die Eltern und jener Fähnrich, von dem mir an diesem Abend erzählt wurde, daß er sich seit eineinhalb Jahren nur dann nicht in des Mädchens Nähe aufhalte, wenn er nicht daheim war. Der übrige Teil der Gesellschaft blieb noch weiter im Café.

Du mußt wissen, daß der Tisch der Jäger in der Ecke nahe dem Eingang stand und fast bis an die Tür reichte. Ich saß an jenem Abend am äußersten Ende des Tisches. Das Mädchen kam vorn mit dem Fähnrich. Es ging gerade an mir vorbei, als es an sein Haar

faßte, und in diesem Augenblick fiel die Pfingstrose vor meine Füße nieder. Der Fähnrich langte danach, dennoch aber erwischte ich die Blume. Ich reichte sie höflich dem Mädchen. Es sah mich an, eine Sekunde lang. Dann wandte es sich um und ging hinaus, ohne Blume. Aber es war mir, als hörte ich mit halber Stimme gemurmelt: Danke...

Meine Kameraden sahen sich an: Na, die hat dich sauber blamiert! Ich setzte mich wieder und legte die Blume vor mich auf den Tisch. Ich war rot geworden, denn im Café hatten viele die Szene beobachtet. Von da an sah ich Teri Mayer geraume Zeit nicht wieder. Am nächsten Tag erhielt ich vier Wochen Urlaub. Ich reiste heim.

Am Tage meiner Rückkehr erwartete mich eine Postkarte beim Ersatzkader. Heute abend habe ich einige dieser alten Ansichtskarten und Briefe bei mir. Weshalb, wirst du später erfahren. Beim Kader erwartete mich also folgende Karte:

Bitte Dich ergebenst, Herr Fähnrich, fahre heute an die Front, habe jedoch Teri meinem Versprechen gemäß schon zweimal avisiert. Kümmere Dich nicht darum, sondern fasse sie auf meine Verantwortung, wo Du sie findest. Servus, Herr Fähnrich!

Dein aufrichtiger

Géza Mayer, Einj.-Freiw. Korporal.

Ich befand mich schon gute zwei Wochen beim Ersatzkader und hatte das Mädchen kaum einmal gesehen. Ich will nicht leugnen, daß es mir, während ich daheim war, oft durch den Kopf ging. Nicht weil ich in dieses eitle Mädchen verliebt war — denn es war über alle Maßen eitel und verzogen! —, sondern weil es mir unleugbar gefiel. Mit nicht geringem Selbstvertrauen dachte ich daran, daß ich zuerst alle ihre Courmacher versprengen und dann Teri Mayer ein bißchen quälen würde, aber gründlich. Zu jener Zeit war ich noch ein recht selbstbewußter Geselle. Heute bin ich es nicht mehr. Während dieser ersten zwei Wochen sah ich sie nur zweimal auf der Promenade. Ich ging mit einigen Freunden, sie kam in Begleitung einer Menge Offiziere. Als meine Freunde sie grüßten, salutierte auch ich. Auch das Mädchen nickte, aber beide Male ausschließlich zu mir hin. Das sollte natürlich eine Ermunterung sein, aber vorläufig konnte ich ihr nicht begegnen. Ich war auch sonst sehr in Anspruch genommen. An den Vormittagen mußte ich mit der Kompagnie exerzieren, nachmittags folgte „Beschäftigung“ in der Kaserne, und nur gegen Abend kam ich für zwei bis drei Stunden frei. Ein- oder zweimal folgten Gebirgsmanöver, dann blieben wir nächtelang fort und kamen bis

über die Ohren kotig und naß wieder im Städtchen an. Denn der Frühling war nicht mehr weit. Aus der Richtung von Késmárk kam Wind, und der Schnee begann zu schmelzen. Angeschwollene Bäche rauschten von den Bergen. Daß ich mich vorläufig nicht so sehr um das Mädchen scherte, geschah nicht ohne Absicht. Sein Bruder hatte mich nun schon zweimal vor ihm in Erwähnung gebracht, und dennoch bemühte ich mich nicht übermäßig. Ich wollte es ärgern. Nun, es zahlte mir's ordentlich heim!

Und das kam so: Am dritten Sonntage, unmittelbar vor dem Essen, plauderte ich in der Wohnung meiner Wirtin mit dem reformierten und dem lutherischen Kaplan. Denn die beiden Hilfsprediger waren Kostgänger meiner Wirtin. Ihre Rolle beschränkt sich lediglich auf diese Sonntagvormittagsplauderei, späterhin haben sie mit dem Roman nichts mehr gemein. In meiner Geschichte werden auch sonst Menschen kommen und gehen, auftauchen und verschwinden. Vom Beginn bis zum Ende kämpften nur wir beide darin: Teri Mayer und ich. Und das ist natürlich. Sonst hätte es keinen Sinn, dich damit aufzuhalten. Ich will noch das eine bemerken, daß die schicksalschwersten Übergänge der Erzählung vom Zufall abhängig sein werden. Und seither glaube ich daran, daß wir gegen das Schicksal vergebens kämpfen. Ich bin nicht reformiert, muß jedoch anerkennen, daß Calvins dankbarster Gedanke die Prädestination war. Was Gott am Tage unserer Geburt in jenes große Buch eingetragen hat, dagegen gibt es keinen Protest.

Von hier an wird also dem Zufall und später dem Schicksal große Bedeutung zukommen, besonders in den Tagen meines vollkommenen Zusammenbruches, als Teri Mayer durch mich so sehr unglücklich wurde. So ein Zufall ist es zum Beispiel, daß ich mich bei meiner Rückkehr gerade bei meiner damaligen Wirtin einmietete, die Witwe eines calvinischen Geistlichen war.

Am dritten Sonntage nach meinem Einrücken, unmittelbar vor dem

Essen, plauderte ich mit den beiden Hilfspredigern. Das Gespräch drehte sich um das Städtchen. Ich erzählte, daß ich erst mit zwei, drei Familien bekannt geworden sei. Dann kamen die Mädchen an die Reihe, und ich pflichtete bereitwillig der Meinung der beiden geistlichen Herren bei, daß die hiesigen Mädchen wahrhaft hübsch seien und auch in puncto Moral nichts zu wünschen übrigließen, wie der reformierte Kaplan sich ausdrückte. Und während wir die Angelegenheiten der einheimischen Mädchen besprachen, natürlich nur innerhalb gewisser Grenzen, riß der lutherische Kaplan — mich anblickend — jäh die Brauen hoch: „Nun und — wenn es mir erlaubt ist, die Frage in dieser Form zu stellen: Welches Mädchen sagt dem Herrn Fähnrich denn am meisten zu?“

Ich erwiderte, ohne nachzudenken: Teri Mayer.

O wahrlich! riefen beide zugleich begeistert. Teri Mayer ist zweifellos ein sehr hübsches und häusliches Mädchen! Teri Mayer ist aus bester Familie!

Dieser auffallenden Begeisterung zufolge erzählte ich aufrichtig, daß ich sie zwar vom Sehen schon kannte, ihr aber seit Wochen nicht näherkommen konnte. Die zwei Geistlichen beruhigten mich: Nun, dieser Kalamität soll von unserer Seite aus baldigst Abhilfe getan werden. Wir sind beide befreundet mit dem Hause Mayer.

Nun, es „wurde abgeholfen“, aber noch viel eher. Während nämlich wir drei uns im Salon unterhielten, schlich Ilus, die Tochter unserer Wirtin, hinter unsere Rücken. Ein dreizehn- oder vierzehnjähriger Backfisch. Selbst wenn wir sie bemerkt hätten, wäre sie uns nicht weiter aufgefallen, denn sie kam uns auch sonst immerwährend in die Quere. Ich begeisterte mich also gerade für Teri Mayer, und als wir das Pfarrerskind erblickten, sprachen wir bereits von etwas anderem. Und doch war dieses Mädelschuld daran, daß ich mir von Teri Mayer nachmals eine gründliche Abfuhr holte. Und zwar am nächsten Abend.

Am anderen Tage saßen wir nämlich wie gewöhnlich zu fünfen beim Mittagbrot. Ich denke, wir sprachen über gleichgültige Dinge. Wir waren mit der Mahlzeit fast zu Ende, als Ilusch mich ansah: Gestern nachmittag sprach ich mit Teri.

Jetzt sah ich sie an: Mit Teri Mayer? Kennen Sie sie denn auch? Wenn sie auch älter ist — und sie sah fast gekränkt drein — bin ich dennoch ihre Vertraute!

Nun, und worüber sprachen Sie?

Soll ich es verraten?

Natürlich!

Hier erhoben auch die Kaplane und die Mutter der Ilusch die Köpfe. Ilusch sprudelte triumphierend hervor: Ich habe ihr gesagt, daß Sie verrückt nach ihr sind!

Ich rief mit gespielmtem Ärger: Na, da haben Sie etwas Schönes angerichtet! Und woher wissen Sie das?

Woher? Sie selbst klagten ja gestern den geistlichen Herren ihr Leid. Ich war doch auch im Zimmer...

Und ehe sie irgendwer hindern konnte, leierte sie die ganze Litanei herunter: Mein Gott, wie Teri diese Sache amüsierte! Sie sagte, daß sie schon davon gehört habe, und daß sie Sie schon vom Sehen kenne, auch Ihren Namen weiß, aber nicht verstehe, weshalb Sie so linkisch seien; denn wenn einer ihre Bekanntschaft machen wolle, dem stünde es frei, sie zu machen, weil sie noch niemandem den Kopf abgebissen habe, weil es an ihrem Hause eine Tür gibt, und die Tür nur nachts geschlossen werde, tagsüber also jeder ordentliche Mensch durch diese Tür hindurch in das Haus könne, wer aber Angst vor ihrem Hause habe, könne sie auch anderswo treffen, vorausgesetzt... Sie sagte: vorausgesetzt, er hat ehrliche Absichten. Und das hat mir Teri darum gesagt, damit ich es Ihnen weiter sage. Sie sagte: diesem armen Fährnrich. Es war auch noch von etwas anderem die Rede, aber nur unter vier Augen, und das verrate auch ich nur unter vier Augen. Teri

sagte unter vier Augen: Weißt du, Ilusch, dir, aber nur dir allein, will ich es sagen, daß mir dieser dumme Fähnrich im Grunde genommen gefiele. Nicht übermäßig, aber doch. So sagte es Teri Wort für Wort. Weil ich sie kenne und weiß, daß sie mir dieses Geheimnis deshalb verraten hat, weil sie mich kennt und wußte, daß ich es Ihnen erzählen werde...

Aber Ilusch! rief die Mutter.

Die zwei Kaplane sahen sich an; ich aber sprang auf, lief hinter den Stuhl des kleinen Mädchens, nahm sie mitsamt dem Sessel und hob sie hoch in die Luft: So groß sollen Sie wachsen!

Und ich setzte sie vorsichtig wieder nieder. Jetzt schüttelte auch ihre Mutter nur mehr den Kopf, sagte aber nichts.

Ilusch, ich danke Ihnen! rief ich begeistert. Der Gegendienst wird nicht ausbleiben.

Am selben Abend noch suchte ich die Promenade auf, natürlich in solcher Eleganz, daß mein „Pfeifendeckel“ nur allein auf meine Schuhe eine halbe Stunde verwendet hatte. Aber wir waren jung, damals, und werden nie wieder einundzwanzigjährig sein. Was wurde seither aus den alten Fähnrichs? Und wo ist die kleine Teri Mayer?

An diesem Abend nahm ich mir vor, auf der Straße zu ihr zu treten und mich einfach vorzustellen. Auch Teri Mayer erwartete das. Und so geschah es auch, nur ein klein wenig später, als sie allein heimwärts eilte. Sie hatte, als sie im Licht der Bogenlampen auftauchte, drei Begleiter. Ein ernstes, ein wenig versonnenes Mädchen und zwei Artillerieoffiziere. Damals hatte ich bereits den Eindruck, daß Teri Mayer allwöchentlich ihre Verehrer verjagte, um für die kommende Woche einen neuen Kranz von Offizieren um sich zu versammeln. An diesem Abend blieb ich auf der Promenade absichtlich allein. Das mußte auch sie bemerken. In etwa einer Stunde machte ich mich auf den Heimweg. Ich ging jedoch nur bis an das Ende des Bummels

und stellte mich dort vor einem Modewarengeschäft auf. Hier mußte auch Teri Mayer auf dem Heimwege vorbei. Darauf, daß sie ohne Begleitung gehen werde, war kaum Hoffnung vorhanden. Dennoch hoffte ich.

Um jedoch alles verstehen zu können, mußt du das Folgende wissen: Sie wohnte an der Peripherie der Stadt, im letzten Hause einer breiten Straße, deren Gärten bereits auf die Wiesen und Berge sahen. Meine Wohnung war in einer der dazwischenliegenden Gassen. Teri Mayer pflegte jedoch, soweit ich es bis dahin beobachtet hatte, nicht über meine Gasse heimzugehen, sondern über eine schmale Quergasse. Dennoch hoffte ich, daß sie heute abend allein heimgehen werde. Nun, es war ein Irrtum — oder auch nicht. Wie man's nimmt!

Als ich nämlich meinen Posten an jener Ecke angetreten hatte, erschien so gegen acht Uhr Teri Mayer auf der Promenadenstraße. Natürlich in Begleitung der ernstesten kleinen Freundin und der beiden Artilleristen mit unter dem Arm geklemmten Säbeln. Ich ärgerte mich. Also steckte ich mir eine Zigarette an, stellte mich auf den Rand des Bürgersteiges und tat so, als beobachtete ich ein Fenster des gegenüberliegenden Hauses. Als sie in meiner Nähe waren, sagte Teri Mayer: Machen wir noch eine Tour!

Die Offiziere waren freudig bereit, sie kehrten also alle wieder um. Dies hatte das Mädchen natürlich so gesagt, daß auch ich es hören mußte. Ich hörte es. Und ich blieb noch weiter an der Ecke stehen. Jetzt wußte ich bereits, daß Teri in der Zwischenzeit zumindest die beiden Offiziere abschütteln wollte. Sonst wäre sie nicht auf halbem Wege umgekehrt und nicht gerade hinter meinem Rücken.

Ich wartete also auf sie. Und meine Rechnung stimmte. Denn etwa zehn Minuten später erblickte ich sie ein zweites Mal auf der Promenadenstraße. Jetzt war nur mehr die Freundin bei ihr. Diesmal näherten sie sich auf der andern Straßenseite. Aber als sie in gleicher Höhe mit mir angelangt waren, blieben sie stehen, tuschelten noch ein wenig

und verabschiedeten sich dann voneinander. Das unbekannte Mädchen ging die Straße weiter, Teri Mayer hielt geradewegs auf mich zu. Es war ein Abend im Vorfrühling, und leichte Wolken gingen irgendwohin mit dem Wind. Das Mädchen war wie gewöhnlich gekleidet. Eine große Pfingstrose im Gürtel, die kleine schwarze Pelzmütze auf dem blonden Haar. Jetzt hatte sie mich erreicht. Für einen Augenblick sah sie zu mir auf: mit verwunderten, blauen Augen. Möglich, daß ihre Augen nur im starken Lichte blau schimmerten. Im übrigen war dieser Blick so gleichgültig, als hätte sie mich damals zum ersten Male gesehen. Sie war bereits vorüber, nahm aber ihren Weg nicht durch das kürzere Quergäßchen, sondern durch die Gasse, in der ich wohnte. Daß ich hier wohnte, mußte sie von meiner Wirtstochter wissen. Sie beeilte sich auch nicht übermäßig. In Gedanken vertieft, setzte sie ihre Schritte. Ich folgte ihr. Nach dem fünften Hause war ich kaum mehr zwei Schritte von ihr entfernt. Sie wußte, daß ich hinter ihr war, aber sie beschleunigte ihren Gang nicht. Sie sah sich weder um, noch schien sie erschrocken.

Ich hatte sie eingeholt und grüßte: Mein Fräulein, verzeihen Sie bitte ...

Sie sah mich an und nickte kaum merklich. Sie war nicht im geringsten überrascht. Sie blieb nicht stehen, verlangsamte nur ihren Gang. Sie sah mich an, mit halbgeöffneten Augen. Sie blieb ernst: Was wünschen Sie, bitte?

Mein Fräulein, begann ich zum zweiten Male, verzeihen Sie bitte, aber ... Ich weiß nicht mehr genau, was ich zu ihr sagte. Etwa folgendes: aber ich bin gezwungen, zu diesem ungewöhnlichen Mittel zu greifen, um Ihre Bekanntschaft zu machen. Ihr Bruder versprach mir, mich vorzustellen, ich glaube, er hat dies auch vor Ihnen erwähnt, er ist jedoch ...

Sie ging noch langsamer an meiner Seite. Und sie schien noch ernster: Verzeihen Sie, aber ich nehme diese Bekanntschaft nicht an ...

Weshalb?

Hier blieb sie stehen und sah mir in die Augen. Nicht tzig, eher wohlwollend: Weil ich auf der StraÙe keine Bekanntschaften zu schlieÙen pflege. Wenn Sie mich kennenlernen wollen, steht es Ihnen immer frei, mit einem Ihrer Freunde zu uns zu kommen.

Aber Sie haben mir doch etwas anderes sagen lassen, gestern!

Ich? und sie machte groÙe Augen. Ich habe niemandem etwas sagen lassen!

Sie erröte und biÙ sich auf die Lippen. Ich war mir nicht klar: war sie böse, oder lachte sie innerlich? Ich wurde gereizt: Das bedeutet also, daÙ ich nicht Ihre Bekanntschaft machen darf?

O keineswegs! und sie schüttelte freundlich das Köpfchen. Das habe ich nicht gesagt. Es muÙ nur anders gemacht werden! So ... will ich es nicht!

Sie ging weiter. Ich folgte ihr noch ein paar Schritte. Währenddessen belehrte sie mich gutherzig: Was würden die Leute sagen, wenn sie erfahren, daÙ Sie mich spät abends auf der StraÙe kennengelernt haben! Sehen Sie, das ist nicht schön von Ihnen. Auch so sind wir schon bemerkt worden.

Nun wollte ich mich verabschieden, aber es fiel mir noch etwas ein: Ein ehrliches Wort, gnädiges Fräulein!

Bitte!

Sagen Sie mir aufrichtig: tut es Ihnen leid, daÙ wir einander begegnet sind?

Darauf erwiderte sie in sehr lieber Art: Wenn Sie so sehr neugierig sind, sage ich's Ihnen. Es tut mir nicht leid, ich konnte Ihnen wenigstens erklären, daÙ es sich so nicht schickt. Nehmen Sie's mir nicht übel, aber mein Bruder, der Junge, ist ein wenig oberflächlich. Ich hatte sogar eine kleine Auseinandersetzung mit ihm deshalb.

Danke. Wir kennen uns also nicht.

Wir kennen uns nicht. Bitte, bleiben Sie zurück.

Das klang fast flehend. Ich grüßte und kehrte um. Sie eilte weiter. Ich sah, daß sie sich vorneigte, und daß ein Taschentuch in ihrer Hand aufblühte. Also Tränen. Aber ich wußte nicht, ob es Tränen des Zorns waren, oder ob sie Tränen lachte — über mich.

Sie war bereits in der Seitengasse verschwunden. Ich ging den Weg zurück, eine Beute widerstreitender Gefühle, und es war keine übermäßige Phantasie dazu nötig, festzustellen: daß sie mich ausgelacht hatte. Und ich war davon überzeugt, daß sie ihre Eltern schon nach fünf Minuten mit ihrem heutigen Abenteuer amüsieren wird. Schließlich war ich etwas bedrückt: wenn das bekannt wird!

Verärgert ging ich zum Abendbrot. Im Offizierskasino setzte ich mich zufällig neben jenen Freund, mit dem zugleich ich Teri Mayer das erstemal erblickt hatte. Mein Freund beschäftigte sich in letzter Zeit mit einem gewissen Fräulein Balogh. Während der Mahlzeit erzählte ich ihm, wie gründlich ich vor einer halben Stunde reingefallen war. Er winkte ab: Nimm's nicht tragisch. Ich lernte sie kennen, ließ sie aber gleich wieder stehen. Hübsch, ja, aber verdorben. Unerhört eitel! Entsetzlich eitel, mein Wort! Aber ich werde dich morgen mit jemand bekanntmachen ...

Das hatte zur Folge, daß ich mit Teri Mayer nun doch bekannt wurde. Mein Freund, der Leutnant, machte, wie bereits erwähnt, einem gewissen Fräulein Balogh den Hof. Dieses Mädchen spielt weiter keine Rolle in meiner Erzählung, aber um so mehr werden wir uns später mit einer ihrer Freundinnen beschäftigen, an deren Güte ich immer mit der größten Dankbarkeit zurückdenken werde. Nennen wir dieses Mädchen Marthe. Die Namen sind nicht wichtig. Marthe war ein stilles, ein wenig melancholisches Mädchen, aber in ihrem Traurigsein war etwas anspruchslos Packendes. Ihr Verlobter trieb sich schon seit Monaten auf den Schlachtfeldern umher, nur selten erhielt sie von ihm eine Feldpostkarte, und das war der Grund ihrer stillen Traurigkeit. Und Marthe war, wie erwähnt, mit dem

Herzensidol meines Freundes, dem gewissen Fräulein Balogh, befreundet. Die kleine Marthe erschien in folgedessen fast jeden Abend in ihrer Begleitung auf der Promenade, was meinen Freund allmählich nervös machte. Mir hatte er also die Rolle zgedacht, die kleine Marthe zu zerstreuen. Natürlich war ich bereit dazu, schon aus Solidaritätsgründen.

Am Abend des nach dem „Abenteuer“ folgenden Tages lernte ich die kleine Marthe kennen. Zu meiner Überraschung fand ich mich jenem Mädchen gegenüber, das am vorhergehenden Abend mit Teri Mayer promenierte hatte. Die kleine Marthe war ein schweigsames, gescheites Wesen, und die stille Traurigkeit stand ihr wohl an. Ich begleitete sie gern. Und während mein Freund, der Leutnant, wenige Schritte vor uns nunmehr ungezwungen mit der Dame seines Herzens plaudern durfte, fühlte ich mich durch lange nicht mehr empfundene Sympathie zu Marthe hingezwungen. Das war jedoch nur ein kameradschaftliches, geschwisterliches Fühlen und blieb es auch später. Mit wieviel Aufrichtigkeit und Ernst sie zu mir sprach, schon am ersten Abend! Ein braveres, wertvolleres Mädchen als Teri Mayer!

Denn Teri Mayer war wieder auf der Promenade. In Begleitung ihrer Mutter. Diese Vorsichtsmaßregel schien mir eine Folge meines gestrigen Versuches zu sein. Teri Mayer sah die kleine Marthe, grüßte, als sie jedoch auch mich erblickte, sah sie mit fremden Augen über mich hinweg. Ebenso am folgenden Abend. Und am dritten Abend, als sie mit ihren Eltern im Café erschien, nahm sie von meiner Anwesenheit gar keine Notiz. Obwohl ich mich so an den Offizierstisch gesetzt hatte, daß ich ihr gerade gegenüber war. Sie aber drehte den Kopf, während ich ihre Schönheit bewunderte, auf die andere Seite oder maß mich mit Blicken, die mich zerschmettern sollten. Nun lächelte ich. Ich wußte, daß sie mich ehrlich verachtete.

Am folgenden Tage, so um halb vier Uhr nachmittags, befand ich mich auf dem Wege zur Kaserne, um die Nachmittagsbeschäftigung

der Mannschaft zu prüfen. Und wie ich so gerade durch jene Straße gehe, in der ich vier Tage vorher mit Teri bekannt zu werden versucht hatte, ereignete es sich, daß ich plötzlich fast mit der kleinen Marthe zusammenprallte. Sie eilte in die Klavierstunde. Wir begrüßten uns und begannen über gleichgültige Dinge zu plaudern. Damals ging es schon allmählich dem Frühling zu. Dunkelgestreifte Wolken schwammen am Himmel, milder Wind kam aus den Bergen herab, die Wasser begannen zu brausen, und seit Tagen schon sprang der Losonzbach wilder gegen die Ufer. Die Menschen holten leichtere Mäntel hervor, und alles schien wohlgelaunter. Es war, als erwüchse uns aus diesen ersten Atemzügen des Frühlings irgendeine ferne Hoffnung. Vielleicht hofften wir damals, daß die Kriegszeiten nunmehr dem Ende zgingen.

Ich gehe also mit der kleinen Marthe, wir gehen so hundert Schritte, und meine kleine Freundin erzählt mir mit leuchtenden Augen, daß sie am Vormittag einen Brief von ihrem Verlobten erhalten habe, und daß er im nächsten Monat höchstwahrscheinlich auf Urlaub heimkommen werde. Ihre Freude steckte mich an. Aber im gleichen Augenblick, als ich aufblickte, schien es mir, als käme uns Teri Mayer entgegen.

Sie kam wirklich.

Ohne Hut und ein Tuch um die Schultern geschlungen. Sie kam. Im Näherkommen betrachtete ich ihr goldschimmerndes Haar, das in der Sonne flammte, und bewunderte ihre Augen. Denn diese Augen waren wirklich blau. So blau wie der Himmel über uns. Wir waren kaum mehr als zehn Schritte voneinander entfernt. Ich glaubte nicht, daß sie stehenbleiben und mit Marthe sprechen werde, ich war doch auch dabei. Teri Mayer blieb natürlich stehen: Servus, Marthe!

Servus, Teri!

Ich trat beiseite, nicht ohne Verwirrung. Es schien, als hätte meine kleine Freundin meine Anwesenheit vergessen, aber nicht Teri Mayer.

Sie sah mich nach der gemeinsamen Begrüßung aus den Augenwinkeln an, ein wenig in der Sonne blinzelnd, als wüßte sie nicht, wohin mit mir? Aber dann auf einmal streckte sie mir mit auf-fallender Freundlichkeit die Hand entgegen: Guten Tag!

Ich murmelte meinen Namen. Sie lachte auf: Aber, aber! Sie sind gar nicht so harmlos, wie Sie aussehen! Wer hat mich denn erst das letztemal um acht Uhr abends beim drittnächsten Hause überfallen? Unerhört! Wehrlose Mädchen zu insultieren!

Ich versuchte mich zu entschuldigen: Aber, bitte ...

Na na, und sie ließ mich nicht zu Wort kommen, ich habe es Ihnen ja nicht übelgenommen. Obgleich daheim ein großes Gezeter losbrach, als ich erzählte, welch einen originellen Ritter ich mir angeschafft hatte. Hätten Sie nur gehört, was mir meine Mutter deshalb alles vorwarf! — Du bist selbst schuld, weil du mit jedem hergelaufenen Kerl anbandelst — auf der Straße! — Der hergelaufene Kerl waren natürlich Sie. Schließlich mußte ich noch Ihre Partei ergreifen: Rede nicht soviel, Mama, denn dieser Fähnrich ist ein ganz tadelloser Junge, nur ein bißchen unbeholfen. Und dafür kann er nichts. ... Siehst du wohl, Marthe, dein Ritter ist jener Fähnrich, von dem ich dir erzählt habe.

Meine kleine Freundin lächelte. Ich war am Erstaunen: Und Sie haben das weitererzählt?

Ajaj! kicherte Teri Mayer. So ziemlich die halbe Garnison ist im Bilde. Versuchen Sie bloß gar nicht, wieder aufgebracht zu werden. Jetzt fällt mir ein, daß ich auch noch in die Drogerie hinüber muß. Bis dorthin begleite ich Sie.

Nun gingen wir zu dritt weiter: die kleine Marthe in der Mitte. Unterwegs wurden wir von Teri Mayer unterhalten. Sie war guter Laune. Auf der Hauptstraße trennte sich die kleine Freundin von uns, Teri Mayer wandte sich an mich: Bis zur Drogerie werden Sie jetzt mein Begleiter sein. Natürlich auch auf dem Rückweg.

Wie könnte ich erzählen, was ich während dieser halben Stunde tat und fühlte! Ich glaube, daß ich Teri in einem fort anstarrte. Ich freute mich über sie und bewunderte ihre Schönheit. Denn jetzt war sie bereits schön für mich, unaussprechlich schön. Vielleicht war es die unregelmäßige Bildung ihres Gesichtes, oder ihr verwundertes Schauen, oder ihr ein wenig kordiales Benehmen, oder ihre zarte Figur, was mich so gefesselt hat? Ich weiß es nicht.

Wir waren schon auf dem Heimweg, in derselben Straße. Als hätten wir uns schon seit Jahren gekannt. Sie erkundigte sich gerade ein wenig schelmisch, wann ich sie zum erstenmal gesehen hätte.

Fünf Tage vor Weihnachten, Fräulein Teri.

Sie sah mich an, wies mich zurecht. Ich wollte Ihnen schon sagen, daß ich weder Teri noch ein Fräulein bin. Nennen Sie mich nur ganz einfach Teri. Also Teri, fünf Tage vor Weihnachten. Und nach zwei Wochen im Café verloren Sie bereits gerade vor meiner Nase die gewisse Blume, aber natürlich, als ich sie Ihnen zureichte, wandten Sie mir den Rücken und ließen mich stehen.

Teri Mayer antwortete nicht gleich. Sie zog die Brauen ein wenig zusammen, als überlegte sie etwas. Später sagte sie: Sie irren. Die Blume fiel mir damals zufällig aus dem Haar. Daß ich sie nicht annahm, stimmt. Aber das habe ich absichtlich getan. Sie behandelten mich an jenem Abend im Café so, daß mir die Wangen brannten. Sie waren ungezogen! Sehr ungezogen!

Aber bitte!

Sie besann sich und zuckte zusammen: Na, ich habe mich vielleicht nicht gut ausgedrückt. Seien Sie mir nicht böse, aber ich muß Ihnen sagen, daß mich Ihr erstes Auftreten verwirrte. Sehen Sie, seit Sie mich auf der Straße überfallen haben, bedauere ich meine Mutter, weil jetzt auch sie gezwungen ist, mich zu begleiten. Nur dieser kleine Spaziergang ist mein: ohne Menschen kann ich nicht existieren! Ich will leben und froh sein!

Fast traurig fügte sie hinzu: Was Sie taten, war nicht schön und nicht recht. Einer Dame, die allein geht, pflegt man sich abends auf der Straße nicht vorzustellen. Was glaubten Sie eigentlich von mir? Ich dachte, jetzt fängst du sie: Aber Sie haben mir doch durch die Tochter meiner Wirtin verschiedenes sagen lassen! Und vor vier Tagen war es umsonst, daß Sie sagten, es sei nicht wahr! Also gestehen Sie, Teri!

Wir standen bereits vor ihrem Hause. Sie reichte mir die Hand. Lächelte: Nun ja, es ist wahr.

Danke, das wollte ich nur wissen. Guten Abend.

Vielleicht erschrak sie vor meiner Stimme, denn sie hielt mich zurück. Sie erklärte in mütterlichem Tonfall: Darum muß man nicht gleich böse sein. Abends, wenn ich mit Mutter in die Stadt gehe, kommen Sie uns bitte an der Ecke entgegen. Aber so, als kämen Sie zufällig daher. Dann will ich Sie vorstellen. Auf Wiedersehen!

Ich verneigte mich und ging heim. Zur Kaserne hatte ich keine Lust mehr. Ich weiß nicht mehr, was ich fühlte. Vielleicht irgendwie Bitterkeit und erwachendes Weh im Herzen. Als wäre ich irgendwie ernüchtert. Ich konnte Teri Mayers hingeworfene Bemerkung nicht vergessen: „Ich will leben und froh sein!“

Sie wollte leben und froh sein, die Arme. Diese unwillkürlich hingeworfenen Worte haben mich seither so oft gerührt! Anfangs glaubte ich, daß sich Teri Mayer krankhaft nach der Großstadt und dem Glanz sehnte, und deshalb versuchte ich, sie — obgleich es keinen Tag gab, an dem ich nicht ein, zwei freundliche Worte mit ihr wechselte — anfangs zu meiden. Aber um die Kaffeestunde ertappte ich mich dennoch dabei, daß ich entweder unangemeldet bei ihr eintrat oder herzklopfend an der Ecke wartete, bis ihre liebe Gestalt aus der Richtung ihrer Straße auftauchte. Denn ich konnte mich nicht schlafen legen, ohne sie nicht wenigstens von ferne für ein, zwei Augenblicke gesehen zu haben. Und doch kämpfte ich dagegen an. Ich fürchtete um meine Seelenruhe. Erst viel später, nach Jahren begriff ich, daß Teri Mayer nur ein wenig Liebe wollte, nichts sonst. Aber als ich es begriffen hatte, war es bereits zu spät. Ich verfolgte seither ihre Spur von Stadt zu Stadt: ob sie nicht vielleicht irgendwo für mich eine Zeile Nachricht hinterlassen habe, oder nur ihr Taschentuch verloren, um mich wissen zu lassen, daß sie hier war und an mich dachte. Aber ich erreichte sie nicht mehr.

Vier Wochen waren seither vergangen, daß ich sie kannte. Damals war ich schon häufiger Gast in ihrem Hause. Vom ersten Tage an empfingen sie mich so, als wäre ich im Elternhause. Ihr Vater, der Leiter eines Industrieunternehmens war, kam erst an den Abenden zum Vorschein, im übrigen blieb er uns allen gegenüber immer ein ernster und freundlicher Gastgeber. Denn ich war nicht der einzige Gast in diesem Hause. Viele kamen hin, aber es war, als widmete mir ihre Mutter dennoch besondere Aufmerksamkeit. Nicht gleich in den ersten Tagen, etwas später erst, als sie sich schon über meine Familie die notwendigsten Auskünfte besorgt hatte. Ich habe das erst viel später und nur zufällig erfahren.

Ich fühlte mich wohl in Teri Mayers Gesellschaft, und wenn ich sie einen Tag lang nicht sah, wurde ich unruhig. Diese Unruhe ergriff

mich auch dann, wenn außer uns beiden noch andere Fremde im Zimmer waren. Wir waren damals mit Teri vertraute Kameraden geworden. Kameraden nur. Ich wollte auch nicht mehr.

Jetzt erschien sie schon seltener auf der Promenade. Wenn ich sie aber begleitete, empfing sie die auf sie zueilenden Offiziere mit dem gleichen verführerischen Lächeln wie mich selbst. Diese Gewohnheit mißfiel mir anfangs und erzürnte mich später. Ich blieb ein-, zweimal von ihrer Seite fort, und es vergingen drei bis vier Nachmittage, ehe ich ihr Haus wieder besuchte. In diesen Zeiten war sie besorgt darum, daß ich mich doch nie ganz von ihr entfremden konnte.

Am frühen Nachmittag auf dem Weg zur Kaserne mußte ich an jenem Hause vorbei, in dessen Erdgeschoß die kleine Marthe mit ihrer Mutter wohnte. Wenn ich mich nun einige Tage nicht bei Teri gezeigt hatte, nickte sie mir an diesen frühen Nachmittagen aus Marthes Fenster zu: Küß die Hand, Herr Fähnrich!

Wenn ich aufschaute, lachten sie schon über mich: die kleine Marthe mit ernster Zurückhaltung, bei Teri Mayer lachten sogar die Augen. Die beiden Mädchen lehnten nebeneinander im Fenster, bevor ich aber ein Wort sagen konnte, begann Teri Mayer mich schon zu examinieren. Mit unnachahmlicher Überlegenheit: Wo haben Herr Fähnrich gestern und vorgestern, in welcher Gesellschaft, bei welcher neuen Eroberungen — wenn ich es wagen darf, Herrn Fähnrich überhaupt zu fragen — geruht, die Zeit totzuschlagen?

Ich hielt mich daheim auf. Ich hatte Kopfschmerzen.

Sie tat so, als wäre sie erschrocken. Und sie reichte mir durchs Fenster teilnahmsvoll die Hand: Jetzt fällt mir gerade ein, daß vorgestern auch mein Kopf gerade so weh tat. So sehr, daß wir bis in den Morgen hinein getanz't haben.

Sie spöttelte bereits. Aber ihre Hand ließ sie in der meinen: Und wohin belieben Herr Fähnrich jetzt zu gehen, wenn ich so indiscret fragen darf?

Ich habe eine Kleinigkeit in der Kaserne zu tun.

Dann warte ich auf Sie, und Sie begleiten mich heim. Na, lassen Sie schon meine Hand los!

Ich grüßte und eilte pfeifend über den Hauptplatz. Nach einer Viertelstunde, wenn ich zurückkam, lehnten die beiden noch immer in gleicher Weise im Fenster. Teri Mayer hatte dann gewöhnlich ein Seidentuch um die Schultern genommen, war also reisefertig.

Schon von weitem ärgerte sie mich: Soweit ich die Höflichkeit des Herrn Fähnrichs kenne, dachte ich bereits, daß er mich bis zum jüngsten Tage hier warten läßt. Obgleich, seit Sie fortzugehen geruhten, uns schon mindestens acht Leute den Hof gemacht haben. Nicht wahr Marthe? Ich kann sagen, daß sie, was Aufmerksamkeit betrifft, dem Herrn Fähnrich alle überlegen waren ...

Danke! Und ich verneigte mich.

Nach wenigen Sekunden kam sie zur Haustür heraus, und wir marschierten nebeneinander her.

Damals war schon Frühling: die Sonne sprühte über den Straßen und Gärten. Wir gingen eine Zeitlang wortlos, dann redete das Mädchen. Es spöttelte nicht mehr.

Was ist denn mit Ihnen los, daß Sie so schlecht gelaunt sind?

Soll ich es sagen?

Ja, ja! Darum frage ich doch!

Also, Teri ... Aber mißverstehen Sie mich nicht! Ich bin deshalb schlechter Laune, weil es mir nicht paßt, daß immerfort zehn, zwanzig Offiziere um Sie herumscharwenzeln.

Sie sah mich verwundert an: Aber ich kann doch nichts dafür! Es ist doch unmöglich, daß ich jemand, der mit mir reden will, den Rücken kehre! Was würden die Leute dazu sagen! Meine Mutter würde es nicht eine Sekunde dulden. Und dann, sehen Sie ...

Ich will es nicht! Verstehn Sie mich? Ich — will — es — nicht!

Sie sprach ruhig weiter, obgleich ich bemerkte, daß ich sie in große

Sorge gestürzt hatte: Verzeihen Sie mir, aber ich bin noch nicht zu Ende. Sie sagten mir vergangene Woche, daß Sie immer mein aufrichtiger Kamerad sein werden. Von einem Kameraden ist es nicht recht, wenn er meine übrigen Kameraden von meiner Seite vertreiben will. Denn Sie alle sind doch meine Kameraden. Sie haben unrecht, Koloman!

Damals rief Sie mich bereits beim Taufnamen. Aber darin lag nichts Besonderes, denn sie rief alle Bekannten so, die länger in ihr Haus kamen.

Ich begleitete sie dann heim und verabschiedete mich kurz. Sie kam noch bis zum Haustor mit und band mir noch einmal aufs Herz: Man darf nicht so egoistisch sein! Und vergessen Sie Ihr Versprechen nicht, daß Sie immer mein guter Kamerad bleiben werden. Ich rechne darauf, daß Sie mich niemals verlassen.

Tränen schimmerten in ihren Augen. Ich bereute, ihr Kummer verursacht zu haben. Aber das verriet ich nur eben ihr nicht, denn ich war ein eigensinniger kleiner Fähnrich zu jener Zeit. Hei, wenn ich noch einmal so jung wäre, wie anders würde ich's machen!

Aber von jenem Nachmittage an, als Teri Mayers Augen in Tränen glänzten, blieb ich nicht mehr von ihrer Seite fort. Ich bemitleidete sie. Und an Nachmittagen, wenn ich sie nicht besuchen konnte, ließ sie mir fast immer Bescheid sagen, daß sie abends auf der Promenade sein werde. Aber es fiel mir auf, daß sich ihr immer weniger junge Leute anschlossen, und ich fand in ihrem Hause nur mehr höchst selten Besucher vor. Nach zwei Wochen sah ich, daß wir beide allein geblieben waren.

Damals standen die Pfirsichbäume schon in Blüte. An den Nachmittagen saßen wir zu zweit im Salon, jene gewissen fünf Minuten abgerechnet, für deren Dauer ihre Mutter in gleichen Zeitabständen zu uns ins Zimmer trat. Denn in diesen Fällen hatte sie immer irgend etwas dringend im Zimmer zu suchen. In den Abendstunden,

wenn wir spazierengingen, war auch ihre Mutter bei uns. Auf dem Hauptplatz grüßten die Offiziere und übrigen Bekannten, aber niemand näherte sich mehr Teri Mayer. Alle diese anderen waren auf einmal wie ausgestrichen aus unserem Leben . . . Und schon, wenn ich eine oder zwei freie Minuten hatte, schellte ich an der Haustür, hinter der rote Blumen im Garten leuchteten und in der Ecke des Gartens schwarze Fichten in feierlichem Schweigen standen. Zumeist lief sie selbst mir entgegen: Grüß Gott!

An einem regnerischen Mainachmittag waren wir wieder allein im Zimmer. Gott weiß, worüber wir gesprochen haben! Wahrscheinlich über Nichtigkeiten, die jeder andere als langweilige Plattheiten empfunden hätte. Wir saßen einander gegenüber. Ich in Bluse, noch so gekleidet, wie es in der Kaserne üblich war, sie in ihrem leichten Hauskleid. Ihr Haar hatte sich etwas gelockert, und während sie ihr zartes Kinn in die Hände stützte, fixierte sie mich schelmisch. Da wandte sie unerwartet mit einem Ruck den Kopf ab.

Draußen regnete es immerwährend. Als sie — nach geraumer Weile — zu sprechen begann, erkannte ich ihre Stimme kaum wieder: Jetzt sind Sie mein einziger Kamerad. Alle andern haben mich verlassen — und sie blickte mich an.

Als hätte mir jemand ins Herz gestoßen.

Und weshalb hat man Sie verlassen, Teri?

Weil Sie es wollten, Koloman.

Ich? Aber ich meinte das doch gar nicht ernst!

Sie neigte ihr schönes Köpfchen in stiller Traurigkeit zur Seite. Noch heute gelangt mein ganzes Wesen in Aufruhr, wenn ich daran zurückdenke: Sagen Sie das nicht, Koloman. Ich weiß, daß Ihnen etwas mißfallen hat. Sie wollten nicht, daß ich Kameraden habe. Von jenem Tage an wollte ich es auch nicht. Jetzt bin ich allein. Aber nicht wahr, Sie werden mich nie, nie verlassen?

Ich sah ihre gequälte kleine Stirn und fühlte Reue. Meinetwegen

also war alles geschehen! Und dann sagte ich so aufrichtig wie noch nie in meinem Leben: Ich werde Sie nie verlassen, Teri.

Sie sah auf. Ihre Stimme war gebrochen: Nicht wahr, Sie lieben mich?

Ich liebe Sie. Ich liebe Sie mehr als meine Mutter.

Sie erwiderte nichts darauf. Sie sah mich nur immer an und stützte ihr Kinn in die Hände. Als wäre sie vor Rührung nicht zu Wort gekommen, oder als glaubte sie mir nicht ganz.

Draußen fiel gleichmäßig der Mairegen, und im offenen Fenster blühten Blumen. Einmal, aber nach langer Zeit erst, stand sie auf, ging lautlos zum Klavier, setzte sich, und ihre Finger liefen über die Tasten. Und dann begann sie zu spielen, leise, und summt mit lieber Melancholie auch die Melodie dazu. Aber so, daß sie sich mit dem Text immer um einen Vierteltakt verspätete, was sehr eigenartig auf mich wirkte. In meiner Kindheit hatte ich das schon irgendwo gehört:

Es weht der Wind

Von Rima her ...

An dieser Stelle senkte sie das Köpfchen und fuhr noch leiser fort:

Vernahmst du meines Schicksals

Traurige Mär ...

Die letzte Zeile konnte sie schon kaum aussprechen. Und als auch der letzte Ton verflogen war, sank sie über das Klavier und weinte.

Ich sprang auf, beugte mich über sie und küßte ihr Haar: Teri ...

In diesem Augenblick fuhr sie mit den Armen nach rückwärts, als wollte sie sich wehren, und schlug mir ungewollt ins Gesicht. Sie stand auf und sah mich erschrocken und flehend an: Ach ...

Ich lächelte. Sie faltete die Hände: Ich wollte es nicht, Koloman ...

Ich weiß, Liebe. Ich danke, daß Sie so gut zu mir sind. Und seien Sie ruhig, denn ich werde Sie niemals verlassen.

Ihre Augen waren voll Tränen. Und sie lächelte mich durch die Tränen an: Ich glaube Ihnen.

Und ich habe Teri doch verlassen. Viel eher, als man vermuten würde. Von diesem Nachmittag an wurden wir unzertrennlich. Und die Tage, die jetzt folgten, werde ich nie vergessen. Denn wenn ich sie vergessen werde, werde ich bereits tot sein. Sie behielten mich oft zum Mittag- und Abendbrot da. Nicht selten geschah es dabei, daß wir uns in die Haare gerieten. In solchen Fällen sandte mir entweder sie am nächsten Tage Nachricht, oder aber ich schrieb ihr einen Brief, sie möge mir noch das eine Mal verzeihen. Mein Gott, wie hätte sie mir nicht verzeihen! Aber eines Nachmittags hatten wir eine ernstere Differenz. Ich hatte erfahren, daß der Wind am Vormittag dieses Tages jenen gewissen Artilleriekadetten wieder von irgendwoher auf die Bildfläche geblasen hatte, der seit zwei Jahren nur dann nicht in Teri Mayers Nähe war, wenn er sich im Felde befand. In diesen Fällen jedoch nahm die Flut der Feldpostkarten kein Ende. Diese Feldpostkarten hatten mich schon früher nervös gemacht. Jetzt aber, als der Artillerist wieder auftauchte, glaubte ich gleich zerspringen zu müssen!

Am gleichen Nachmittag erschien ich säbelklirrend bei Teri Mayer und brach einen solchen Streit vom Zaun, daß es wirklich zuviel war. Das Mädcl ließ mich stehen, sagte aber noch aus der Thür: Feigling! Das nahm ich ihr nicht krumm. Denn ich war kein Feigling, ich war nur eifersüchtig. Und diese Eifersucht trieb mich am nächsten Tage wieder zu ihr zurück. Ihre Mutter empfing mich.

Ist Teri nicht hier?

Sie sitzt im Zimmer, verzweifelt. Seien Sie gut zu ihr, denn sie ist ein folgsames Mädchen, nur noch sehr jung.

Sie sprach sehr vernünftig zu mir, ihre Mutter, und ich nahm mir vor, ihre Ratschläge zu befolgen. Unterdessen wartete ich auf Teri, aber sie kam nicht zum Vorschein. Sie ließ mir sagen, daß man eine so schwere Beleidigung nicht von einem Tag auf den andern verzeihen könne.

Ich verabschiedete mich sofort. Ihre Mutter begleitete mich hinaus:

Seien Sie gut zu ihr, mein Sohn! Auf Wiedersehen, morgen!

Aber ich ging nicht hin, weder am zweiten noch am dritten der folgenden Tage. Ich wollte ihren Trotz brechen, nun erst recht! Aber es kam anders. Teri Mayer wollte wahrscheinlich meinen Trotz brechen und erschien am vierten Tage auf der Promenade. Nicht nur der Artilleriekadett, sondern auch fünf, sechs ihrer alten Begleiter waren bei ihr. Wenn ich sie traf, nickte sie gleichgültig zum Gruss mit dem Kopfe. Sie wollte mich eifersüchtig machen, aber sie erreichte nur, daß ich wütend wurde. Ich begann sie regelrecht zu hassen. Und da kam noch etwas dazwischen. Ich erhielt Befehl, daß ich mich binnen achtundvierzig Stunden in Miskolc zu melden habe. Am letzten Nachmittage verabschiedete ich mich von den bekannten Familien. Machte auch bei Teri meine Abschiedsvisite.

Es waren gerade Gäste da. Teri vergaß, als sie erfuhr, daß ich unerwartet gehen mußte, ihren ganzen Groll. Ich blieb nur einige Minuten. Sie begleitete mich in den Vorraum: Wissen Sie, was Sie mir versprochen haben?

Daß ich Sie nie verlassen werde.

Nicht wahr, Sie werden oft schreiben?

O nein!

Ihre Lippen bebten, während sie mit mir bis an die Haustür ging. Aber als sie mir die Hand reichte, lächelte sie bereits: Ich weiß, daß Sie schreiben werden.

W on da an sah ich Teri Mayer vier Monate lang nicht. Aber damals lernte ich sie erst wirklich kennen. Denn sie schrieb mir. Und als auch ich ihr antwortete, kam zwischen uns beiden solch ein Briefwechsel auf, wie ich mir keinen schöneren vorstellen kann. Obschon es wahr ist, daß jeder junge Mann glaubt: er schreibe und erhalte die schönsten Liebesbriefe.

Und das kam so: Ich mochte schon drei Wochen in Miskolc sein, und da meine Verwundung schwerer Natur war, teilte man mich nach der Visite wieder zu längerem Hilfsdienst ein. Ich konnte mich nicht beklagen: ich hatte es gut. An den Vormittagen arbeitete ich im Büro, die Nachmittage hatte ich frei zu meiner Verfügung. In Miskolc traf ich mehrere Bekannte und kam durch sie mit einigen Familien in Berührung. Auch hier war der Verkehr so ungezwungen und intim wie in dem Gebirgsstädtchen, das ich so jäh verlassen mußte. Auch hier gab es Zusammenkünfte, kleine Abendunterhaltungen, die Mädchen beweineten auch hier die Offiziere, die fortzogen an einem blumigen Nachmittag mit Musikkapellen und wehenden Fahnen und niemals wiederkamen. Gern hätte ich mich des Lebens gefreut, aber ich fühlte immer mehr, daß ich unruhig und unstet geworden war. Es fehlte mir etwas. Teri Mayer fehlte mir.

Anfangs hoffte ich noch, daß ich sie vergessen würde, wie so viele meiner übrigen lieben Erinnerungen. Aber es gelang nicht. Es gelang nicht, wie sehr ich mich auch darum mühte. Ich wußte nicht, wer jetzt in ihrer Nähe war, und ob ich jemals wieder in jenes Städtchen zurückkehren würde. Und wenn ich wiederkam, ob ich Teri Mayer noch im elterlichen Hause wiederfände?

An den Nachmittagen saß ich auf der Terrasse des Cafés Abbazia und sah stundenlang den Wolken zu. Zu jener Zeit liebte ich es, allein zu sein. Ich sah den Wolken zu, wie sie unter dem sprühenden Himmel mit stillem Schwung weiterzogen in der Richtung der Berge

von Nógrád. Oft seufzte ich, wenn ich diesen Himmelswanderern nachsah, die nach Westen glitten.

Ich seufzte, aber ich schrieb ihr dennoch nicht.

An einem späten Nachmittag saß ich allein auf der Caféterrasse — so in der zweiten Hälfte Mai —, da berührte ein Jägeroffizier meine Schulter. Welche Freude das war! Denn er kam aus jenem Städtchen, an das unentwegt zu denken ich niemals aufhören konnte. Mein Freund reiste nach Kassa, und da sein Zug erst gegen Mitternacht ging, beschlossen wir, den Abend gemeinsam zu verbringen.

Das war ein denkwürdiger Tag! Und wie dankbar ich sein konnte, als ich jemanden traf, dem gegenüber ich mir alles so recht von der Seele reden konnte, von den schmalen Gäßchen, den alten Steinhäusern, gemeinsamen Bekannten und lustigen Kameraden. Wir sprachen so viel, so unendlich viel über alles und jeden, nur gerade über Teri Mayer nicht. Ich vermied es absichtlich, und mein Freund brachte sie nicht zur Sprache. Ich dachte, vielleicht kennt er sie gar nicht. Und dann, wenn ich schlechte Nachrichten über Teri Mayer hörte?

Die Zeit war schon ziemlich vorgerückt, als mein Freund den Kellner um eine Ansichtskarte bat. Er erhielt sie, schrieb die Adresse darauf. Natürlich Teri Mayers Adresse. Ich sah ihn groß an: Du kennst sie also?

O freilich! erwiderte er arglos. Ich traf sie vor zwei Wochen beim Majalisfest. Seither war ich auch schon zu Besuch bei ihnen. Das anmutigste Geschöpf in der Stadt und das gescheiteste dazu. Nur schien es mir, als hätte sie irgendeinen Kummer. Im übrigen fällt mir gerade ein, daß du ein häufiger Gast der Familie warst.

Ja, antwortete ich, gespielt gleichgültig. Aber darum schmerzte es mich doch sehr, daß Teri Mayer niemals und vor niemand von mir gesprochen hatte. Denn mein Freund hätte mir das sicher wieder erzählt.

Er schrieb die Karte, ich setzte meinen Namen darunter.

Eine Woche verging. Während dieser Woche — ich kann es nicht leugnen — hatte ich mehr als einmal Herzweh wegen Teri Mayers Untreue. Aber diesmal irrte ich mich. Teri Mayer antwortete auf meine hingeworfene Zeile mit einem vier Seiten langen Brief. Ich zitiere nur eine Zeile, denn diese Zeile hatte mich besonders stark gepackt. Ich sagte ja schon, daß ich einige jener alten Postkarten und Briefe heute bei mir trage. Teri Mayer schrieb gegen Ende des Briefes: Glauben Sie mir, ich habe ein sehr gutes Herz, und darum werde ich noch einmal sehr unglücklich werden.

Ich antwortete natürlich mit acht Seiten auf die vier. Ich strahlte innerlich, daß nun doch dieses eitle Mädchen zuerst geschrieben hatte. Es war ja mein fester Voratz, Teri Mayers Trotz zu brechen. Ich brach ihn auch schließlich, zerbrach aber damit auch ihr Leben.

Der Briefwechsel kam jetzt in Schwung, aber von ihrer Seite mit ziemlicher Zurückhaltung. Als ich ihr das vorwarf, antwortete sie mir bescheiden und unterwürfig, daß ich der erste Mensch sei, dem sie schreibe, und ich also nicht alles auf einmal erzwingen solle. Es sei auch schon das viel, was sie jetzt gebe, aber sie vertraue mir, versprach ich ihr doch, daß ich sie niemals verlassen würde. Auch jetzt sei ihr Haus voll, die Gäste kämen und gingen, sie aber sei traurig. Wegen des Artilleriekadetten solle ich ihr nicht mehr zürnen, dieser Fähnrich sei zwar verliebt und habe seither auch um ihre Hand angehalten, bekam jedoch einen Korb. Und sie bat mich sehr, ich solle in meinen Briefen vorsichtig sein, da ihre Mutter jede Zeile zu lesen pflegte.

In diesen Briefen erkannte ich sie wirklich. Im übrigen erfuhr ich von aus jener Gegend stammenden Offizieren, daß Teri Mayer sich seit dem Frühjahr sehr verändert hatte. Es hieß, daß sie kränklich aussehe. Das schrieb sie mir übrigens auch selbst. Durch die Erzählungen der Offiziere konnte ich so ziemlich jede ihrer Zeilen überwachen. Unterdessen kamen und gingen die Briefe. Ich hatte Augen-

blicke, da ich ihr so verliebte Worte schrieb, die, wie ich glaube, ihr Haus in helle Freude versetzten. Aber ich beobachtete, daß sie sofort, wenn sie sich für einen Augenblick überlegen fühlte, versuchte, mich unter den Pantoffel zu kriegen. Dann, wenn ich strenger sein wollte, zog sie sich vorsichtig zurück und wurde so bescheiden und unterwürfig, daß mich diese Selbstentäußerung sehr rührte. Aber auch ihre immerwährende Erregung entging nicht meiner Aufmerksamkeit. Wie sehr sie sich auch beherrschte, manch unwillkürlicher Ausruf verriet mir, daß sie in großer Unruhe lebte. Dies schrieb ich ihr auch. Sie beruhigte mich damit, daß ihre Eltern sie Ende Juni nach Meesfeld mitnehmen und sie einige Wochen bei Verwandten auf dem Dorf zur Erholung einquartieren würden. Ihr nächster Brief suchte mich bereits von der anderen Donauseite auf. Wie sie schreiben konnte, wenn sie ohne mütterliche Zensur schreiben durfte! Diese Briefe waren voll übersprudelnder Freude und Jubel. Mitunter zankten wir uns auch ein wenig, wenn ich ihr irgend etwas vorwarf. Sie lebte unter einfachen Dörflern, ihre einzige Freundin war die junge Lehrerin, und jeder ihrer Buchstaben lachte mich an:

Stellen Sie sich vor, Koloman, hier sind jetzt die Hundstage, und wir laufen barfuß. Meine Gespielinnen sind die drei- und vierjährigen Bauernmädels, und wenn wir schon keine neuen Dummheiten mehr wissen, steigen wir auf die Spitze der Heuschaber und rutschen mit großem Schwung hinunter. Unser Haar ist so zerraut wie bei Zigeunermädels, und dazu barfuß... Hui, wenn Sie mich einmal so sehen würden! Aber nächste Woche gehe ich wieder heim, der Ton meiner Briefe wird ergo kühl und vornehm sein. (Sie wissen, die Mama!) Und wenn ich fragen darf, Herr Fähnrich, wann werden Sie uns wieder einmal mit Ihrem allerhöchsten Besuch beehren?

Wie ich mich über diese Nichtigkeiten freuen konnte! Die Antwort sandte ich ihr bereits nach Hause, machte sie aber allen Ernstes darauf aufmerksam, daß sie — da ich seit zwei Tagen Leutnant ge-



worden sei — mich in Zukunft nicht absichtlich als Fähnrich anzusprechen habe, da ich in einer derartigen Verkleinerung eine Unehrenerbietigkeit zu sehen gezwungen wäre. Im übrigen tue ich dem Fräulein in tiefer Ehrfurcht kund, daß sie in der zweiten Hälfte August mit meinem allerhöchsten Besuch rechnen dürfe, da ich bei der letzten Visite auf sechs Wochen Erholung nach Trenčén-Teplíc überwiesen worden sei.

Nun, ich besuchte sie tatsächlich und mit klopfendem Herzen. Aber die Zeit war etwas schlecht gewählt. Es dämmerte bereits, als ich in den Salon trat. Ich fand eine ungewöhnlich zahlreiche Gesellschaft versammelt. Fünf oder sechs Offiziere, ebenso viele Noth-Zivilisten, junge Leute und eine Menge Mädchen mit ihren Eltern. Papa Mayer in schwarz, Mama festlich geschmückt. Sie waren schon nach der Jause, und an dem Klavier saß irgendein wirrgelockter Jüngling und spielte. Zwei oder drei Paare begannen im Nebenzimmer zu tanzen. Offenbar rechneten sie nicht mit meinem Erscheinen. Sie waren sichtlich überrascht, als ich eintrat. Nach so langer Zeit wurde ich mit großem Hallo empfangen: nur der gewisse Artilleriekadett blieb etwas kühl. Natürlich der gleiche Artilleriekadett, von welchem Teri Mayer vor drei Wochen geschrieben hatte, daß er einen Korb bekam. Ich begriff nicht. Ich erfuhr, daß sie sich zum Geburtstag der Mutter versammelt hatten. Ich trat zu ihr und begrüßte sie mit ein paar ehrerbietigen Worten. Zur Antwort strich sie mir — nach alter Weise — durchs Haar. Wie eine Mutter ihrem einzigen Sohne.

Aber mit Teri wollte ich um jeden Preis abrechnen, unter vier Augen. Was hatte der Artilleriekadett hier zu suchen? Denn entweder hatte er einen Korb bekommen, und dann war es seine verfluchte Pflicht, nie wieder hier zu erscheinen! Oder aber die Sache mit dem Korb stimmte nicht, und dann hatte Teri die Unwahrheit gesagt!

Teri kam aber erst später aus einem der Nebenzimmer zum Vorschein. Als sie mich erblickte, machte sie große Augen, und in der gleichen

Sekunde lief sie mir bereits entgegen, mit etwas mehr Selbstvergessenheit, als in Gesellschaft schicklich gewesen wäre. Ich hatte mich also doch nicht in ihr getäuscht!

Sie stand schon vor mir, Kleinmädchenhaft knirschend: Ich habe die Ehre, Herr Leutnant! Darf ich gratulieren?

Ich küsse Ihnen die Hände ... Liebe!

Das letzte Wort sagte ich so, daß nur sie es hören konnte. Sie errötete davon: Vielen Dank, Herr Leutnant.

Wir tanzten den ganzen Abend. Teri Mayer versuchte des öfteren es so einzurichten, daß wir allein waren, aber es gelang ihr nicht. Ich wollte nicht. Dann hätte ich sie unbedingt zur Rede gestellt wegen des Artilleriekadetten. Diese Abrechnung verschob ich auf den nächsten Tag.

Es war nahe an Mitternacht, als die Gäste aufzubrechen begannen. Beim Abschied nahm sie mich beiseite: Wann fahren Sie nach Teplíc? In zwei Tagen.

Schon? Und sie schien überrascht. Na, darüber reden wir noch. Morgen nachmittag erwarte ich Sie. Auf Wiedersehen!

Auf Wiedersehen!

Am andern Nachmittag erwartete sie mich. Ich verspätete mich ein wenig, sie schien etwas nervös. Sie stand am Fenster, von wo wir an den Abenden so oft die Konturen der Berge betrachtet hatten. Auf einmal ergriff mich die Stimmung früherer Zeiten, und für einen Augenblick empfand ich, daß aller geheimer Ärger mich verlassen hatte. Ich eilte ihr entgegen, wie schon lange nicht: Wie hübsch jemand ist!

Sie wandte jäh das Köpfchen ab und sah lange Zeit zum Fenster hinaus. Als sie zu reden begann, war sie traurig: Was ist eigentlich mit Ihnen?

Ich verstand nicht. Aber sie kam mir zuvor, ehe ich zu Worte kam: Glauben Sie, daß ich es nicht bemerkte, gestern abend? Mein Gott,

ich weinte, als Sie fortgingen. Sie sahen mich den ganzen Abend kaum an. Das ist allen aufgefallen! Darf man nach vier Monaten so wiederkehren?

Sie wollte mich noch zur Rechenschaft ziehen!

Ich setzte mich, ihr gegenüber. Ich fühlte, daß sie wußte, weshalb ich sie aufgesucht hatte, und daß sie mir irgendwie zuvorkommen wollte. Ich hatte Lust, über diesen durchsichtigen Trick zu lächeln: Was mit mir ist? Soll ich's sagen?

Deshalb frage ich ja!

Gut. Obgleich ich den Verdacht habe, daß Sie das genau so gut wissen wie ich. Also: hat der Fähnrich um Sie angehalten oder nicht? Sie sah mich seltsam an: Ich schrieb es Ihnen doch seinerzeit.

Er hielt also um Sie an, Sie aber erklärten, daß Sie nicht seine Frau würden. War es so?

Sie nickte, daß ich recht habe.

Aber dann, was hatte dann dieser Fähnrich gestern hier zu suchen? Nun erhob sie sich. Sie schritt mit leisem, wiegendem Gang ein, zweimal durch das Zimmer, eine Gewohnheit, die, wie ich wußte, bei ihr plötzlichen Zorn bedeutete. Dann blieb sie vor mir stehen. Sie war bleich.

Sehen Sie, Koloman ... Nehmen Sie's mir nicht übel, aber ich habe noch immer Kopfschmerzen ... Sie haben meine Ruhe schon so oft gestört ... Mein Gott, weshalb sind Sie so eifersüchtig? Sie haben ja keinen Grund dazu...

Diese Hartnäckigkeit trieb mir eine Blutwelle durch den Kopf: Was hatte der Fähnrich gestern hier zu suchen?

Sie zitterte, als ich sie anschrrie.

Habe ich denn das von Ihnen verdient? Kann ich denn dafür, wenn zum Geburtstag der Mutter jemand zu uns kommt, für den es sich nicht schicken würde zu kommen? Unser Haus ist ein gastfreies Haus. Sie begann zu weinen. Ich stand vor ihr ziemlich verlegen. Nur keine

weinenden Mädchen! Ich ergriff ihre Hand: Liebe, Sie vergessen sich. So viel Recht habe ich vielleicht doch noch, das fragen zu dürfen. Sie schüttelte trotzig den Kopf, um mir mein Unrecht zu bedeuten. Ich lachte über ihre Hartnäckigkeit: Aber, Liebe, ich habe Ihnen versprochen, daß ich Sie nie verlassen werde. Bisher habe ich mein Wort gehalten. Für so viel Treue darf ich doch wenigstens verlangen ...

Daß ich leben soll wie eine Nonne?

Verzeihung, ich bin noch nicht zu Ende. Darf ich wenigstens soviel verlangen, daß Sie mich nicht nur als Ersatz betrachten. Ich liebe die Ersatzanwartschaften nicht.

Teri Mayer weinte nicht mehr. Einige Augenblicke lang sah sie mich mit ihren unvergeßlichen Augen erschrocken an. Dann sagte sie fast stoßend: Sie haben jetzt, bitte ... Sie haben mich jetzt sehr beleidigt! Da trat ihre Mutter ins Zimmer. Sie drehte das Licht auf, und als sie uns so einander gegenüber dort stehen sah, wußte sie so ziemlich alles.

Bleiben Sie zum Abendbrot. Wir werden unter uns sein.

Ich wollte mich entschuldigen — ich hätte zu packen, sagte ich —, da ich morgen verreiste. Aber das Mädchen fuhr dazwischen: Er läßt sich nur bitten, Mutter. Mir hatte er bereits versprochen, daß er hierbleibt und noch dazu sehr gern.

Davon war natürlich gar nicht die Rede gewesen. Und natürlich blieb ich. Wir saßen zu viert am Tisch: ihre Eltern und wir beide. An jenen Abend werde ich lange zurückdenken, denn damals wußte ich bereits, daß ich mit Teri Mayer zum letzten Male zusammen war.

Wir sprachen von vielerlei Dingen. Vater Mayer fragte mich ernst, wo ich seit dem Frühjahr gewesen sei, und welche Bekanntschaften ich gemacht habe. Die Mutter war neugierig, wann ich daheim gewesen war, wie es meinen Eltern ginge, und wie groß meine kleine Schwester inzwischen geworden sei. Teri saß nur neben mir, den Kopf in die Hände gestützt, und achtete in lieblicher Schweigsamkeit auf

jedes meiner Worte, als hätte sie gefühlt, daß viele Monate vergehen würden, ehe wir uns wiedersahen. Sie war nicht übermütig an diesem Abend, aber auch nicht traurig. Sie war mein lieber kleiner Kamerad. Dieser Abend verging so familiär, als wäre ich bei meinen Eltern gewesen, deren sorgende Blicke ich seit Jahren nur mehr flüchtig sehen durfte. Teri rückte näher an mich heran und legte ihre schmale Hand neben meine Hand.

Um wieviel kürzer mein kleiner Finger ist als der Ihre!

Und sie maß ihren kleinen Finger einige Male an meinem. So oft sich unsere Hände berührten, sah sie mir mit so viel Vertrauen in die Augen, daß ich mich schämte. Denn damals glaubte ich ihr nicht mehr.

Sie begleitete mich allein bis zum Tor. Es war eine heiße Augustnacht, Sterne fielen am Himmel. Am Tor reichte sie mir die Hand. Ich fühlte, daß sie bebt.

Nicht wahr, Sie werden oft schreiben?

Sehr oft, Liebe.

Als sie das Tor schloß, blieb ich vor dem Nachbarhause stehen. Ich achtete gespannt auf das Klopfen ihrer kleinen Schuhe, das sich gegen die Veranda entfernte, immer mehr entfernte. Und als es sich im Dunkel verloren hatte, atmete ich tief auf.

Am nächsten Tage war ich unterwegs nach Teplic. Und wie es mir weiter erging? Vor fünf oder sechs Monaten werde ich kaum etwas zu berichten wissen. Sechs Wochen blieb ich in Teplic, in Gesellschaft von beurlaubten oder erkrankten Offizieren, zu einer Zeit, als der größte Teil der Badegäste sich bereits für die Heimfahrt zu rüsten begann. Meine Tage verrannen eintönig. Teri Mayer sandte mir in der dritten Woche eine Postkarte und fragte unruhig, was mit mir los sei. Ich antwortete nicht.

Von Arva her nahte bereits der November, und der Rücken der Trenčener Berge wurde rostig, als ich mit dem Packen begann.

Meine Zeit war um: ich mußte gehen. In meiner Einsamkeit kam ich freudig dem Befehl nach, vorläufig nach Miskolc zu gehen, wieder zum Hilfsdienst. Vorläufig konnte ich also Teri Mayer, selbst wenn ich es gewollt hätte, nicht wiedersehen.

Es war ein kotiger Spätherbst, und die Blätter waren schon von den Bäumen gefallen, als ich wieder nach Miskolc zurückkehrte. Die jetzt folgenden Monate gehören unter die eintönigsten Abschnitte meines Lebens. Aber diese Eintönigkeit beruhigte mich. Was hätte ich auch sonst beginnen können?

Zu jener Zeit erreichten mich von allen Seiten schlimme Nachrichten. Während der letzten zwei Monate war mein junger Onkel gefallen, der von seiner verwaisten Kindheit an in meinem Elternhause erzogen wurde, und dessen bleiches Antlitz mich seither in mancher Nacht besuchte. Und innerhalb fünf Wochen folgte ihm mein liebster Cousin in den Tod. Daheim legten meine Mutter und meine beiden Schwesterchen Trauerkleidung an, und die Briefe meines Vaters waren voller Klagen. Angestellte und Knechte waren alle eingezogen worden, die neuen Dienstleute gaunerten und stahlen. In jener Zeit schrieb mein Vater oft ähnliche Klagebriefe, in denen jedoch die meisten Zeilen unbeendet blieben. Denn mein Vater war selbst mit der Brille noch kurzsichtig, und wenn er sich einmal zum Brieffschreiben bequemte, schrieb er die Zeilen gleichförmig in die Länge. Und zwar so, daß die Feder vom Papier oft zur Mappe herabglitt und einige Worte der Zeilenenden immer auf die Unterlage gelangten. Aber ich verstand die Bitternisse des Alten auch so: Viel Sorge und Kummer frißt in mir, lieber Sohn. Wenn Gott nur dich erhielte in dieser verirrten Welt.

Die Briefe meines Vaters bekümmerten mich immer mehr. Ueberdies begann ich oft auch über mein Schicksal nachzusinnen: was soll aus mir werden? Denn der Krieg wollte kein Ende nehmen. Der dritte Winter war gekommen, und die Menschen starben immer noch in

allen Weltgegenden. Immer mehr meiner Freunde fand ich beim Wiedersehen humpelnd oder erblindet vor, und von anderen hörte ich Nachricht, daß sie gestorben waren auf unbekannter Erde. Umsonst beweinten sie ihre Mütter und Bräute mit bitteren Tränen. Der Krieg ging immer weiter, und es geschah immer häufiger, daß ich mich über mein Schicksal sorgte. Denn früher oder später mußte ich auch wieder an die Front.

Ist es da zu verwundern, daß ich versuchte, mit Teri Mayer zu brechen? Aber dieser Bruch hatte noch andere Gründe. Oft klangen mir ihre ersten Worte wieder im Ohr: Ich will leben und froh sein! Ich wußte, daß sie nichts anderes wollte als ein wenig Liebe, ein paar gleichaltrige Freundinnen, tanzende Jünglinge und mitunter eine kleine Gesellschaft. Dieser bescheidenen Wünsche wegen hätte ich wirklich keine Veranlassung gehabt, Teri Mayer zu rügen. Und dennoch rügte ich sie. Es brauchte dazu nur eines Vergleichs mit meinen kleinen Schwestern. Meine zwei Schwesterchen waren von morgens bis abends tätig, rieben sich auf und kämpften im alten Hause, und seit sie die Mädchenschule absolviert hatten, hatten sie dieses Haus kaum einmal verlassen. Alle Hausarbeit lastete auf ihren schwachen Schultern, denn meine Mutter war zumeist kränklich. Und doch hatten meine Schwestern keinerlei Wünsche und waren seit Kriegsbeginn, wenn es hochkam, zweimal bei Tanzabenden gewesen. Immer arbeiteten sie, immer waren sie auf den Beinen, und abends unter der großen Lampe gedachten sie mit leisen Worten ihrer Toten und sprachen an diesen Abenden sicher auch von mir mit großer Liebe. Und ich wußte, daß sie einmal, wenn sie heiratsfähig geworden waren, bis in den Tod treue Bräute und Gattinnen werden würden. Alle Bräute und Gattinnen unserer Familie waren so gewesen.

Teri Mayer vertraute ich damals nicht mehr.

Noch im Frühjahr begann ich bei ihr zu beobachten, daß sie sich,

wenn auch nachmittags in meiner Gegenwart ihre Augen voll Tränen waren, abends bereits ungezwungen von einer Reihe Bekannten unterhalten ließ, auch in Fällern, wenn ich zufällig nicht dabei war. Sie tat dies auch, als ich ihr bereits versprochen hatte, daß ich sie niemals verlassen würde. Und den Artilleriekadetten konnte ich ihr überhaupt nicht verzeihen.

Aber ich hatte sie nicht vergessen. Unterdessen war auch Weihnachten vorüber; wir traten in das vierte Kriegsjahr ein. Es war schon fünf Monate her, daß ich sie gesehen hatte, und doch wußte ich so ziemlich alles über sie. Zwischen Miskolc, Kassa, Losonc, Besztercebánya und Ujhely reisten die bekannten Offiziere immerfort hin und her. Täglich fast traf ich den einen oder andern, mit dem ich gemeinsame Erinnerungen auffrischte; natürlich mußte da auch Teri Mayer zur Sprache kommen. Weshalb sollte ich's leugnen? Wie die Zeit über diesen leeren Tagen verging, begann sie mir immer mehr zu fehlen, und manchmal war ich so unruhig, daß ich ihr fast geschrieben hätte. Dennoch schrieb ich ihr nicht! Denn ich erhielt inzwischen solche Nachrichten über sie, die mich überraschten: daß sie seit dem Herbst nicht mehr auszugehen pflegte und auch ihr Haus förmlich gemieden würde von allen. Teri war zurückgezogen und sehr ernst geworden. Der eine Offizier brachte sogar die Nachricht, sie sei krank.

Also hatte ich mich in Teri Mayer doch getäuscht, aber — umgekehrt. Vielleicht schrieb ich gerade deshalb nicht. Und meine Stimmung schlug plötzlich um! Ich besuchte nach langer Zeit wieder die Cafés, setzte mich an die Stammtische der Offiziere und hörte versonnen den Zigeunern zu. Ich stützte den Kopf in die Hände so wie damals in jenem alten Café. Auch hier knallten Champagnerpfropfen, auch hier saßen junge Damen an den Tischen mit ihren Eltern, auch hier begann jemand ein Lied zu summen auf der anderen Seite. Genau so wie in jenem andern Café. Nur daß hier am dritten Tisch nicht Teri Mayer saß, sondern Fremde.

Seit man mir gesagt hatte, daß sie krank sei, fühlte ich Gewissensbisse. Aber ich konnte ja nicht schreiben. Wie sollte ich den Brief nach fünf Monaten beginnen? Lügen wollte ich nicht, die Wahrheit aber durfte ich nicht schreiben. Einige Tage vergingen in dieser selbstanklägerischen Stimmung. Mitunter kam es mir in den Sinn, zu ihr zu fahren. Das war das Geringste, das sie von mir erwarten durfte. Ich wollte schon Urlaub nehmen, als mich mein Kommandant rufen ließ: Du mußt in einer dienstlichen Angelegenheit zu deinem Ersatzkader reisen. Aber sei morgen mittag pünktlich wieder hier, denn dann will ich dich mit ein paar vertraulichen Meldungen zum Armeekommando nach Kassa schicken.

So kam es, daß ich noch am gleichen Abend in jenem alten Café saß. Am Offizierstisch traf ich zwei oder drei Kameraden, im übrigen hatte sich vieles geändert. Von den alten Freunden waren seither viele an die Front gezogen, und neue, noch jüngere Offiziere kamen zum Kader. Auch sonst waren Veränderungen zu sehen. Teri Mayer saß nicht mehr am dritten Tisch.

Mehrere erkannten und grüßten mich. Teri Mayer würde morgen mittag wissen, daß ich hier war. Als das Gespräch in Gang kam, fragte einer der Offiziere: Teri willst du nicht aussuchen?

Ich habe keine Zeit, ich muß morgen früh fahren. Und gleichgültig fügte ich hinzu: Ich hörte, sie sei krank. Weißt du etwas Näheres? Nein. Sie leben jetzt sehr zurückgezogen.

Aber mir genügte auch das. Ich war so gerührt von Teris Treue, daß ich nach fünf Minuten den Primas zu mir winkte und nach der Sperrstunde, die ganze Bande im Rücken, aufbrach und erst vor Teris Haus haltmachte. Die Dadés wußten auch ohne Anweisung, welches Lied erwünscht war. Jenes bittere, wilde, in dem der Bursche erbittert aufschreit, wessen Heim jener Steppenkrat sei, zu dem er vergebens hinüberraucht, weil die Tochter des Hirten sich nicht zeigt.

Teri Mayer mußte wissen, daß ich hinter den Zigeunern stand. Es

geschah nicht zum ersten Male, daß dieses Lied unter diesem Fenster gespielt wurde. Aber heute blieb das Fenster dunkel. Sie war also doch krank.

Am andern Tag kam ich ziemlich zerknittert an und mußte unausgeschlafen nach Kassa weiterfahren. Als ich auch von dieser Fahrt zurückkehrte, erwartete mich ein Brief in meiner Wohnung. In dem Kuvert lag ihr Bild. Das erste und letzte, das ich von ihr erhalten habe. Unter dem Bilde stand mit schmalen Lettern: Danke!

Ich betrachtete dieses liebe, vorwurfsvolle Antlitz und fühlte, daß ich ein nichtswürdiger Mensch sei. Sie kannte also meine Adresse, und so mußte sie auch mehr von mir wissen. Jetzt mußte ich ihr schreiben. Ich wußte nur nicht, wie ich anfangen sollte.

Vier Abende hindurch zerbrach ich mir darüber den Kopf, während dieses liebliche vorwurfsvolle Gesichtchen auf meinem Tische mich unentwegt ansah. Und ich schrieb Teri Mayer dennoch nicht ...

Denn am fünften Abend trat ein junger, herausfordernd dreinblickender Artillerist bei mir ein. Im Moment erkannte ich ihn gar nicht.

Ich bin Géza Mayer, Herr Leutnant ...

Servus! Wann bist du heimgekommen?

Es ist knapp eine Woche her. Und er fuhr ein wenig gezwungen fort: Erlaube mir bitte, es ist wirklich nicht meine Gewohnheit, mich in anderer Leute Privatangelegenheiten zu mengen, aber ich hatte gerade in Miskolc zu tun, und Teri bohrte so lange, bis ich ihr versprach, dich aufzusuchen. Und was ein Gentleman ist, pflegt sein Wort zu halten, sogar in Fällen, wo es sich um die eigene Schwester handelt.

Danke, Kamerad. Wie geht es Teri?

Er zuckte die Achseln: Weißt du, bitte ergebe dich, Herr Leutnant, sie ist ein wenig dünn. Letztlich mußte sie sogar das Bett hüten. Ich weiß nicht, was ihr fehlte, da ich mich nicht eingehender informiert habe.

Jetzt aber, verzeih mir ergebenst, habe ich Eile, weil man vor allen Dingen seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommen muß. Ich bin rasend in Anspruch genommen, Herr Leutnant. Auch hier in Miskolc habe ich Bekannte wie Heu. Pardon, bitte, hast du irgend einen Auftrag für Teri?

Sage ihr, ich danke für ihre Aufmerksamkeit, nächste Woche besuche ich sie. Ich wurde gerade am heutigen Vormittag endgültig zum Ersatzkader zurückversetzt. Bis dahin sende ich ihr viele Handküsse. Bitte, Herr Leutnant, sei ruhig, ich werde es ihr überbringen. Mit einem Wort, viele Handküsse. Es ist übrigens möglich, daß ich abends im „Abbazia“ sein werde. Obschon das nicht sicher ist, du weißt, die vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen und die Mädchen! Bei uns daheim werden wir uns für alle Fälle wiedersehen, Herr Leutnant. Auf Wiedersehen, bitte ergebenst!

Servus!

Eine paar Frühlingswochen, die jetzt folgten, waren der schönste Abschnitt meines Lebens. Und ich glaube, diese Zeit wird immer die schönste bleiben, auch wenn ich meine künftigen Tage mit in Erwägung ziehe. Noch heute locken mich die Erinnerungen, aber das Vergangene kann man nicht neu beleben. Ich werde nie wieder dreiundzwanzig Jahre alt sein, und wer weiß, wohin Teri Mayer seither entschwand?

Am fünften Tage meldete ich mich beim Kommandanten des Ersatzkaders. Noch am gleichen Tage wurde ich einer in Ausbildung begriffenen Kompagnie zugeteilt. Das bedeutete, daß ich jeden Augenblick an die Front abgeschoben werden konnte. Aber ich hoffte, daß es mir gelingen werde, die Sache noch einige Monate hinauszuziehen, da zum Ersatzkader eine Reihe von Offizieren eingeteilt war, die noch vor mir eingerückt waren.

Ich bezog wieder mein Zimmer bei der früheren Wirtin, und so mußte ich jeden Tag an dem Hause der kleinen Marthe vorbei. Sie bemerkte mich auch recht bald. Schon am nächsten Tage ließ sie mir sagen, ich möge sie besuchen. Sie habe mit mir zu sprechen. Jetzt erst trat die kleine Marthe in mein Leben. Ich hatte bis jetzt fast vergessen, von ihr zu erzählen, und doch hatte mich dieses einfache und anspruchslose Mädchen von diesem Tage an mit so viel freundschaftlicher Güte umgeben und später zu so viel Dank verpflichtet, daß ich niemals ohne die größte Liebe an sie zurückdenke.

Am darauffolgenden Abend schellte ich an ihrer Wohnung. Die kleine Marthe empfing mich allein: ihre Mutter war in der Nachbarschaft zu Besuch. Sie geleitete mich in das altbekannte Zimmer und erkundigte sich mit großer Güte nach allem: wie es mir gehe, wo ich all die Zeit gewesen sei, und wie lange ich zu bleiben beabsichtige? Wir standen in der Mitte des Zimmers, und in den Ecken saß schon die Dämmerung. Ich hielt ihre Hand in meiner Hand: Sie Engel ... Sagen Sie mir, was ist mit Teri?

Die kleine Marthe zeigte auf das Fenster.

Ich wandte mich um. In der Fensternische, halb vom Vorhang verdeckt, saß halb mit dem Rücken gegen das Zimmer Teri Mayer. Sie saß unbeweglich in der Ecke. Ein großes Tuch lag auf ihren Schultern, und sie blickte hinaus.

Als ich mich umdrehte, erschrak ich fast. Ich ging auf den Fußspitzen zum Fenster, um sie nicht zu stören. Sie wandte sich noch immer nicht um.

Guten Abend, sagte ich ein wenig benommen.

Sie wandte sich mir zu: Guten Abend... und ihr Blick verließ mich nicht mehr. Aber dieser Blick erschreckte mich. Sie war bleich, sehr bleich, ihr liebes Gesicht schien mir länglicher, und ihre Augen glänzten wie die einer Fieberkranken.

Ich hörte, Sie waren krank.

Ja, sagte sie gleichmütig. Noch im November veranstalteten wir eine Sammlung für die Kriegsbeschädigten, da habe ich mich erkältet. Jetzt geht es mir besser.

Die kleine Marthe ließ uns allein. Aber sie schloß die Tür so lautlos hinter sich, daß wir es gar nicht bemerkten. Ich holte mir einen Sessel an das Fenster und setzte mich neben Teri. Ich war in Verlegenheit. Zum Glück brach sie das Schweigen zuerst, während sie gleichgültig auf die graue Gasse hinausah: Damit Sie mich nicht etwa mißverstehen, muß ich Ihnen sagen, daß ich mich jeden Nachmittags mit Marthe zu treffen pflege. Einmal hier, das andere Mal bei uns. Sie ist mein einziger Kamerad, außer ihr habe ich niemanden. Ich wußte nicht, daß heute nachmittag auch Sie hier sein würden...

Denn sonst wären Sie gar nicht gekommen. Das wollten Sie doch sagen, nicht wahr?

Sie blickte starr auf die Straße hin. Aber es war, als flackerten ihre Augen: Nein! Ich habe nichts mehr, nur meine Aufrichtigkeit. Und

darum sage ich Ihnen, daß ich auch sonst gekommen wäre. Ich wollte Sie noch einmal sehen ...

Und sie senkte den Kopf. Ich griff nach ihrer Hand. Sie ließ es geschehen. Teri! Was ich zu sagen habe, ist noch kürzer. Ich wollte mit Ihnen brechen, aber ich bin wiedergekommen ...

Weil Sie zurückversetzt wurden — und ein Lächeln zuckte um ihren schmalen Mund.

Sie haben mich mißverstanden. Ich wäre auch so gekommen. Als ich Ihr Bild bekam ...

Ihre Hände zitterten nervös. Aber ihre Stimme war fast gebrochen: Ich war es meinen Erinnerungen schuldig, Ihnen das zu senden. Meine Erinnerungen sind heilig. Sie konnte nicht weiter. — Aber da trat Marthe ein. Teri Mayer stand auf. Die kleine Marthe trat zu mir und legte ihre Hand auf die meine: Heutzutage haben die Menschen es verlernt, einander zu lieben. Bleiben wenigstens Sie Teri ein guter Kamerad.

Ich beugte mich über ihre Hand und küßte sie. Teri half ich in den Mantel und bot ihr an, sie heim zu begleiten. Wir waren schon auf der Straße; die Gaslampen zogen einen leuchtenden Streifen über den glatten Asphalt. Ich bot ihr meinen Arm: Bitte?

Wortlos legte sie ihren Arm in den meinen. So gingen wir weiter, schweigend.

Einmal fragte sie: Wie lange bleiben Sie?

Ich weiß es nicht. Ich muß an die Front, wenn ich Befehl dazu erhalte. Erst muß ich meine Eltern besuchen, denn ich bin schon das dritte Jahr nicht daheim gewesen. Heute bat ich um zwei Wochen Urlaub. Wir waren schon in der Nähe ihres Hauses, da sagte sie still soviel: Heute in einer Woche ist mein achtzehnter Geburtstag.

Ich weiß es.

Wir erreichten die Haustür. Ich wollte umkehren, aber sie bat mich mitzukommen: Bei uns ist jedermann gern gesehen.

Also auch ich zählte bereits unter „jedermann“. Ihre Mutter empfing mich so wie in früheren Zeiten. Ich wollte mich nicht lange aufhalten, und es war doch schon Abendbrotzeit, als ich mich erhob. Teri war schon besserer Laune: Wann fahren Sie heim?

Ich fahre nicht heim, antwortete ich.

Sie verstand nicht: Aber Ihre Eltern und Ihre Schwestern, es wäre schon Zeit, sie zu besuchen!

Ich will damit noch warten.

Jetzt verstand sie mich. Und sie sah mich so dankbar an!

Seit diesem Abend war ich nur dann nicht in Teri Mayers Nähe, wenn ich unbedingt auf dem Exerzierplatz zu tun hatte. Und ich war nicht mehr unruhig, denn seit dem Frühjahr war niemand anders mehr in Teris Nähe. Der Artilleriekadett, der inzwischen Leutnant geworden war, kommandierte in seinem großen Herzenskummer wütend seine Batterie auf irgendeinem Kriegsschauplatz, andere Bekannte versuchten gar nicht, sich damals Teri Mayer zu nähern. Ich war zufrieden, denn ich konnte mit Teri tun, was ich wollte. Nie gab es so ein unterwürfiges, folgsames Geschöpf, wie Teri eines war in jenem Frühjahr! Und sie schien mir schöner als je. Sie war so schön, daß mir manchmal, wenn ich sie ansah, die Tränen in den Augen standen. An ihrem Geburtstage schmückte ich ihr Zimmer mit einer Wagenladung Blumen. Als sie eintrat und inmitten des Blumenmeers stehen blieb, weinte sie. Und diesmal wurde kein Fremder geladen.

Außer ihren Eltern saß nur noch ihr Bruder beim Mittagstisch, der seither in Miskolc seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen bereits Genüge getan hatte, dann die kleine Marthe und ich.

In diesem Frühjahr kam niemand mehr zu Teri Mayer. Arme Teri! Es folgten Serenaden, was mir viel Geld kostete, so daß ich nun immer häufiger meinen Vater in Anspruch nehmen mußte. Denn meine Liebe wuchs, mein Geld hingegen nahm ab. Der Alte machte mir hier und da Vorwürfe, wußte sich den auffallenden Geldverbrauch

nicht zu erklären, und mehr als einmal warf er die Frage auf, was ich denn mit meiner Offiziersgage täte. Aber die verlangten Summen trafen darum dennoch pünktlich alle vierzehn Tage ein. Mitunter alle fünf Tage. Und es gab keinen zweiten Kerl wie mich beim Ersatzkader in jenem Frühjahr. Es verging kaum eine Nacht, wo ich nicht nach der Sperrstunde die Zigeuner kommandierte. Und der Primas wußte auch ungefragt, für wessen Ohren diese Melodien bestimmt seien ...

O wenn ich diese Tage beschreiben könnte, es wäre der schönste Roman, der je geschrieben wurde! Eines Tages zum Beispiel in der ersten Maihälfte eilte ich vor dem Essen vom Exerzierplatz heim. Ihr Haus stand am äußeren Ende der Stadt unmittelbar neben dem Bahnhof, und hinter dem Haus lief ein großer Garten bis hinaus zum Fuß der Berge. Erst folgte der Obstgarten, dann eine breite Wiese, und weiter drüben, im äußersten Ende, sprangen giftgrüne Fichten gegen den Himmel, als hielten überirdische schwarze Riesen-soldaten Wache über die Gegend. Wenn ein leichter Wind kam, seufzten sie so traurig, daß mir dann immer die Vergänglichkeit in den Sinn kam. Und wenn der Sturm kam, rauschten sie so stark, als brüllten die Seelen der Toten im harten Brausen. Noch heute höre ich das Rauschen im Fichtenwalde ...

Aber ich bin von meiner Erzählung abgewichen. Ich eilte also vom Exerzierplatz heim und gerade die Zeile ihres Gartens entlang. Plötzlich blieb ich stehen, weil ich aus der Richtung der Wiese lachen hörte. Ihr mattklingendes Lachen. Ein dichter und hoher Heckenzaun umgab den Garten. Ein Sprung über den Graben, und ich teilte den Heckenzaun mit den Armen ... Was ich aber sah, rührte mich.

In der Mitte des Rasens tollte Teri Mayer mit acht bis zehn kleinen Mädelschen. Sie selbst war in einem himmelfarbenen Hauskleidchen und ebenso barfuß wie die daumlangen Bauerndirndlein. Und weil die Wiese vollgestreut war mit Butterblumen, hatte sie ihr Haar mit

den gelben Blüten bekränzt und auch ihre Schulter und Arme mit Blütenkränzen umwunden, und auch die kleinen Mädchen mit Blumen geschmückt, so spielten sie Fangen auf dem Rasen. Und dann begann sie zu laufen, in die Richtung des Fichtenwaldes, mit kleinen Sprüngen und die Arme weit gegen den strahlenden Himmel gebreitet, als wollte sie in den Himmel fliegen. Die Kleinen ihr nach unter großem Lachen. Ich stand unbemerkt da und sah gerührt zu. Leben und froh werden wollte die Arme, aber da sie meinetwegen allem und allen entsagt hatte, versuchte sie jetzt auf diese Art froh zu sein unter den Kleinen. Auch sie war noch ein Kind.

Ich ging weiter in Gedanken, aber dieses Bild habe ich nie vergessen. Ich verriet ihr nicht, daß ich sie belauscht hatte. Und sie selbst erzählte mir nie, wie sie das Verlorene zu ersetzen suchte. Obgleich sie vor mir keine Geheimnisse hatte. Sie war ja auch jetzt und immer nur mein kleiner Kamerad, obschon ihre Mutter, wenn wir allein waren, nicht mehr alle fünf Minuten ins Zimmer kam. Das war auch nicht nötig. Wenn wir allein waren, setzte sie sich neben mich auf das Sofa und schmiegte ihre Wange an mein Gesicht. Wir erbehten, und ich streichelte mit bebenden Fingern ihr Haar. Und behutsam nahm ich ihr liebes Köpfchen in beide Hände. Ich sah ihr in die Augen ... Sie lächelte mich an, furchtsam lächelte sie ... Ihre Augen waren trüb ... ich küßte sie ... sie schloß die Augen ...

Und wieder lächelte sie. Wieder furchtsam: Nicht wahr, ich werde Ihre Frau? Sie werden meine Frau, Teri.

Und ich weiß nicht weshalb, aber so oft ich ihr dies sagte, senkte sie den Kopf. Dann erhob sie sich, ging langsam zum Klavier und begann leise zu spielen. Aber immer jenes eine Lied, das von dem Winde erzählt, der von Rimafzombat kommt. Und kaum hörbar, summt sie die Melodie dazu:

Vernahmst du meines Schicksals
Traurige Mär ...

Seit einiger Zeit liebte ich dieses Lied nicht. Ich sagte es ihr auch: Teri, nur das nicht!

Seitdem spielte sie es nicht mehr. Möglich, nur wenn ich dabei war. Damals betrachtete sie schon jeder als meine Braut. Und es war, als gehörte ich schon zum Hause. Oft streichelte Teris Mutter meinen Kopf. Genau so wie meine Mutter daheim.

Seien Sie gut zu ihr, mein Sohn. Ich habe nur diese eine Tochter ... An einem Vormittag Ende Mai traf ich ihre Mutter auf der Straße. Sie ging auf der andern Straßenseite, aber als sie mich erblickte, winkte sie mich zu sich. Sie schien ein wenig nervös: Ich möchte Ihnen etwas sagen; aber sehr vertraulich.

Befehlen Sie, gnädige Frau!

Ihr Blick wich nicht von meinem Gesicht: Wir sind offene Menschen, das werden auch Sie bemerkt haben. Und mit dieser Offenheit sage ich Ihnen, daß ich gestern abend einen Brief von meiner Schwester erhalten habe, die in Klausenburg lebt. Sie schreibt in diesem Brief, daß ein entfernterer Verwandter, ein junger Mann, der vor einigen Jahren von hier fortzog, um Teri anhalten will. Meine Schwester möchte nun von mir wissen, ob Teri nicht bereits an irgendwen versprochen ist.

Als hätte mich jemand vor den Kopf geschlagen! Nicht der Neuigkeit, sondern der Art wegen, in der sie mir übermittelt wurde. Teris Mutter fuhr ungestört fort:

Ich habe den Brief Teri abends vorgelesen, aber sie wollte gar nichts davon wissen. Sie wiederholt immer wieder, daß sie nur Ihre Frau wird. Wir haben Sie sehr gern, mein Sohn. Es wäre uns die größte Freude, aber Sie müssen einsehen, daß es so nicht länger bleiben kann. Teri ist schon achtzehn, jedermann betrachtet sie als Ihre Braut. Ich bin schließlich ihre Mutter und verantwortlich ...

Gnädige Frau, unterbrach ich sie, wir sind bereits mit Teri einig, ich werde sie nach dem Kriege heiraten.

Aber sie schüttelte den Kopf: Mißverstehen Sie mich nicht, mein Sohn! Auch im Winter wurde um Teri angehalten, aber sie sagte auch damals schon, daß sie nur Ihre Frau würde. Obschon Sie sie sehr schlecht behandelten. Nun, das soll kein Vorwurf sein, obgleich Sie einen verdienten. Wir wären sehr glücklich, wenn Sie unser Schwiegersohn würden, und auch von Ihrer Familie hörten wir viel Gutes. Das Geringste, um das ich Sie bitten muß, ist, daß Sie sich mit Teri verloben!

Ich sah ein, daß sie recht hatte. Und dort in der Mitte der Straße sagte ich zu ihr: Ich danke für Ihr Vertrauen, gnädige Frau. Aber ohne Wissen meiner Eltern kann ich dennoch nichts tun.

Sehr richtig, nickte sie.

Ich fahre jetzt heim, fuhr ich aufgeregt fort. Ich fahre noch heute nachmittag los und werde übermorgen zurück sein.

Ich trennte mich von ihr so, als wäre ich bereits ein Mitglied ihrer Familie. Und am dritten Tage eilte ich zurück, als wäre ich von Sinnen. Vom Bahnhof fuhr ich direkt zu ihnen. Ich trat in Teris Zimmer; sie stand vor dem Spiegel und wollte gerade eine Blume in ihr Haar stecken. Scheinbar wartete sie auf mich. Als sie mich aus dem Spiegel bemerkte, erbehte sie, und die Blume glitt ihr aus der Hand. Und als sie sich umdrehete, wurde sie so bleich, daß ich fürchtete, sie würde zusammenbrechen. Ich stand in der Tür und erkannte meine eigene Stimme nicht:

Teri, Sie werden nicht meine Frau!

Als ich das sagte, fiel ihr Arm wie erstorben nieder. Dann griff sie sich an den Hals und schluchzte auf. Dieses Weinen war lautlos, nur ihre Tränen fielen. Und als sie reden konnte, waren ihre ersten Worte: Dann... dann werde ich sehr schlecht sein!

Ich erbehte. Aus dem Speisezimmer trat erschrocken ihre Mutter ein.

Als mein Freund bis zu dieser Stelle gelangt war, schwieg er. Es mochte nun schon elf Uhr sein. Drüben auf der Promenade spielte die Kapelle noch immer, aber die Promenade war leer. Millionen Sterne zitterten am unendlichen Himmel und in der Tiefe des Balaton. Und immerwährend sang das Gewässer. Über dem östlichen Ufer ging der Mond auf und sah mit trauriger Anmut auf die Gegend. Fern, sehr ferne begannen Wolken aus dem Balaton aufzusteigen und machten sich mit blauleuchtenden Rändern irgendwohin auf den Weg. Ich fühlte mich sehr einsam.

Mein Freund stieß mit mir an. Nachher schwiegen wir lange. Als er wieder redete, schien er mir traurig: Nun, willst du es schreiben? Ich weiß noch nicht. Soviel ahne ich schon beiläufig, daß Teri Mayer die Frau eines andern wird, aber ...

Er fiel mir ins Wort: Aber inzwischen wird noch vieles andere geschehen. Das wolltest du doch sagen, nicht?

Nein! — Aber daran bist du selbst schuld! wollte ich sagen.

Mit einem Wort, daß ich für Teri Mayers Unglück verantwortlich bin? Und er beugte sich überrascht vor. Meintest du das?

Ich meine mehr als das. Wenn das Mädchen unglücklich wird, geschieht das durch dein unmännliches Verhalten. Ich kann dir sagen, was gelegentlich deiner Heimfahrt vorging. Deine Eltern wollten von keinerlei Heirat etwas wissen. Aus welchem Grunde, interessiert mich kaum. Ich bin nur auf das Schicksal des Mädchens neugierig.

Mein Freund starrte gedankenvoll vor sich hin, als kämpfte er mit alten, sehr alten Erinnerungen. Ich störte ihn nicht. Als er wieder aufblickte, sah man auf seinem Gesicht Spuren von Leid.

Die arme Teri benahm sich von da an wie ein Held. Ich übertreibe nicht, sie war ein Held. Aber glaube nicht, daß ich auch nur für einen Augenblick den Rückzug ergriffen hätte! Es folgten allerdings bald Ereignisse, die leicht diesen Anschein erwecken könnten. Heute abend

öffne ich jedoch vor dir mein Herz, und es wird da keinen so geheimen Gedanken geben, den ich verschweigen würde. Es ist mir, als würde ich beichten. Vielleicht wird es mir leichter danach.

Er lehnte sich im Sessel zurück: Ich leugne nicht, daß ich die ganze Sache zuerst nicht ernst nahm. Ich glaubte, daß das Spiel auch weiter so unschuldig fortgehen könne wie bisher. Nein! Nein! — und er machte eine erregte Geste. Ich bin keinen Augenblick zurückgewichen! Niemand kann mir einen Vorwurf machen. Denn von jenem Augenblick an begann der Zufall eine so große Rolle zu spielen, daß ich ein Gott hätte sein müssen, wenn ich alles hätte voraussehen wollen ... Seither, seit Teri Mayer so unglücklich geworden war, folgte für mich eine Zeit der Zerwürfnisse. Ich hatte Augenblicke, in denen ich Schluß machen wollte mit mir, aber im Endgedanken hinderte mich eine unsichtbare Hand. Es konnte nur ihre Hand sein. Und da überkam mich nicht selten der Gedanke: sie würde mich vielleicht doch zurückrufen! Denn ich wußte, daß sie auch da noch in Liebe an mich dachte, trotz ihres Unglücks. In der heutigen Nacht weiß ich selbst das schon, daß Teri Mayer mich immer lieben wird. Er schwieg.

Nun, und was geschah weiter?

Weiter? — und als erwachte er aus einem fernen, sehr fernen Traum. Warte nur, warte! Ich habe da etwas ausgelassen und werde zuerst darüber kurz berichten. Ich will die Unterredung erzählen, die ich mit meinem Vater hatte. Wir gerieten so in Streit, daß wir beide mit den Fäusten den Tisch bearbeiteten. Und weshalb? Weil wir gar keinen Grund dazu hatten. Ich wundere mich heute noch, daß ich damals von meinem Vater keine Ohrfeige bekam. Denn er ist ein eigener Mensch. Aber langweile ich dich nicht?

Erzähle nur weiter ...

Seltsame Menschen wohnen dort im Oberland, das so viel gelitten hat. Warst du schon in jenen Gegenden? Wer einmal die finstern Kuppen der Beskiden gesehen und unsere bittersüßen Lieder gehört hat, denkt immer mit großer Sehnsucht an dieses Land zurück aus der Ferne.

Es gibt dort rauschendes Röhricht, ernstgesichtige Fichtenwälder, im Winde knarrende Laubwälder, und zur Sommerszeit so helle Nächte, wie nur noch über den Steppen der Ukraine. Tausendjährige Not weint zwischen den Mauern der Winzerhütten, und auch die Herrenhäuser beginnen allmählich zu verfallen. Aber es fehlt uns darum auch nicht an der Laune. Wahr ist, daß das Ende jedes kurzen Vergnügens lange Melancholie ist. Russische Melancholie, polnischer Leichtsinn trifft sich hier mit ungarischem Temperament und raschem Verzagen. Nirgendwo anders wurde in tausend Jahren so viel Enttäuschung und Hoffnung gefühlt, wie bei uns.

Und darum sind die Leute Oberungarns so unberechenbar. Aber selbst hier nahmen die männlichen Mitglieder meiner Familie mit ihren zahllosen Eigenheiten einen besonderen Platz ein. Mein Urgroßvater zum Beispiel hatte die Gewohnheit, eingenäht in die Tasche seiner Joppe sein ganzes Leben hindurch jene vierzehntausend Gulden mit sich herumzutragen, für die er einmal seine Schafherde verkauft hatte. Und wenn auch die Familie daheim in Not war, gab er nie einen Heller von den vierzehntausend heraus ... Mein Großvater steckte immer mit den Juden beisammen. Die Juden rieten ihm einmal, das Lebendige nicht zu verkaufen, da ein Krieg im Ausbrechen sei und dann das Korn zehnfach im Preise steigen werde. Mein Großvater begann darauf zu sammeln. Er sammelte siebzehn Jahre hindurch. Krieg kam natürlich nicht, aber als er nach siebzehn Jahren starb, mußte man aus sechs Speichern zwei Wochen hindurch mit den Heugabeln die aufgegangenen Getreidegarben ausräumen. Denn mein Großvater sammelte das Getreide in Garben. Warum? Das wußte

er vielleicht selbst nicht. Ich erinnere mich, daß sich mein Vater zu jener Zeit wehklagend die Haare raufte. Aber darum verzweifelte er doch nicht, sondern griff selbst nach dem Pflughorn und begann wieder von vorn.

Unter all meinen Vorfahren war mein Vater am eigensten. Ich sah zum Beispiel niemals, daß er gewagt hätte, den Schlüssel jenes kleinen polierten Schränkchens, in dem er das Geld aufbewahrte, meiner Mutter auszuhändigen. Er war beständig mißtrauisch gegen jedermann und immerfort auf dem Posten. Nicht selten schlich er um Mitternacht auf den Fußspitzen aus dem Zimmer, glitt erschreckend still durch den Gesindehof, stahl sich wie ein Schatten zwischen Ställen und Speichern hindurch, und in den Sommernächten saß er mitunter stundenlang wachsam im Obstgarten. Und wenn er einen seiner Dienstleute beim Stehlen erwischte, versohlte er ihn dort auf der Stelle mit der Heugabel. Denn bei diesen nächtlichen Exkursionen trug mein Vater stets eine Heugabel bei sich.

Dennoch wurde er von Jahr zu Jahr ärmer. Er war mißtrauisch gegen jedermann, aber nur, wer es nicht wollte, betrog und bestahl ihn nicht. Er war sparsam, ja förmlich geizig, und doch hatte er nie Geld. Mit dem meisten Mißtrauen beobachtete er die Mitglieder der Familie. Drückendes Schweigen saß über unserm Haus, von dessen Dach Jahr für Jahr die Schindeln abfielen und der Verputz, aber mein Vater dachte nie daran, etwas ausbessern zu lassen. Meine Mutter arbeitete Tag für Tag mit stummer Ergebenheit. Es war erschreckend, wieviel sie arbeitete. Meine beiden Schwestern wurden gleich, nachdem sie aus der Mädchenschule entlassen wurden, der freudlosen Hausordnung einverleibt. Sie arbeiteten, die Armen, so weit es ihre schwachen Arme nur schafften. Aber mein Vater war nie zufrieden: meist rügte er jemanden oder murmelte in den Bart. Aber der Besitz mußte doch irgendeinen Ertrag haben. Wohin aber dieser Ertrag verschwand, davon hatten wir keine Ahnung. Als wir schon

größer geworden waren, verriet uns einmal die Mutter vertraulich, daß man im ersten Zimmer, unmittelbar neben dem Ofen, ein Brett des Fußbodens herausnehmen könne, und daß darunter ein geräumiges Loch sei, darin ein Kessel, und im Kessel ein Zentner Silbergulden. In dieses erste Zimmer durfte von morgens bis abends niemand hinein, außer meinem Vater. Seit langen Jahren schlief er in diesem Zimmer neben dem Ofen auf einem Bärenfell über dem Gelde. Ein oder zweimal belauschte ihn meine Mutter voll Angst, als der Alte auf einem niederen Schemel kauend, bei zugezogenen Vorhängen und flackerndem Kerzenlicht neben der Höhlung kauerte, mit einem Lappen auf seinem Knie die Gulden glänzend rieb und dabei mit sich selbst redete.

Aber auch er brummte nicht immerwährend. Denn er hatte Tage, an denen er ohne jeden Grund in eine unerhörte Laune geriet. In diesen Zeiten ließ er ein Faß Wein anschlagen, rief den Notar, den Pfarrer und den Apotheker herbei und noch fünf oder sechs Edelleute; dann mußte in der Küche ein großes Abendbrot gerichtet werden; dann befahl er von den Ziegelbrennern des Dorfes den Primas, den Klarnettisten und die Bassgeige zu sich. Und wenn die Morés sein Lied anstimmten, stützte der arme Alte seine von Sorgen zerschlagene Stirn in beide Hände und begann zu singen, daß die Tränen ihm aus den Augen kollerten:

Trab', mein falbes Pferdchen, trabe gegen Polen,
Nimmer, nimmer wieder kehre ich zurück.
Niemals werde ich mein Häuschen wiedersehen,
Keinen Kummer gibt es, Kummer wie den meinen.

Später begannen die Zigeuner das Lied zuzuspitzen, und dann nach Mitternacht, wenn die Augen der Morés schon über Kreuz standen, sprang mein Vater in die Mitte des Zimmers, schob seinen Hut schief nach rückwärts, ergriff sich selbst bei den Hüften und begann so mutterseelenallein zu tanzen, daß die Gäste begeistert Beifall klatschten.

Wie er tanzen konnte! Unter seinen Stiefeln erdröhnte das Haus, und mitunter hieb er mit seiner harten Hand auf den Deckenbalken, schlug die Fersen knallend zusammen und warf die Beine so, daß man sie nicht mehr unterscheiden konnte. Gegen Morgen hatte er sich meist nicht mehr ganz in der Gewalt und trat solcherart in die Bassigeige, daß sie in lauter Späne zerbarst. Aus seiner Westentasche warf er dann mit hochmütiger Kopfhaltung hundert Gulden hin, und die Zigeuner ergriffen das Geld grinsend aus der Luft. Am andern Tage aber, wenn er wieder nüchtern war, setzte er sich im Speisezimmer auf das abgeschabte Sofa, und während er seinen Kopf in beide Hände presste, jammerte er, vor Zorn schnaubend: Sie rauben mich aus! Sie morden mich! Sie haben meinen ganzen Wein ausgesoffen, die verdammten Kerle!

Aber das war schon lange her, noch vor dem Kriege. Ich hatte im selben Jahr mein Abiturium gemacht und wäre gern Jurist geworden. Mein Vater hörte mich gar nicht an: Du wirst Landwirt! Basta!

Es war noch ein Glück, daß der Krieg ausbrach. Da war diese Frage Gott sei Dank nicht so akut. Ich hoffte, daß sich inzwischen auch der Alte anders besinnen würde. Unser gegenseitiges Verhältnis war früher seltsam. Ich kam aus der Schule sozusagen nur während der großen Ferien heim, und auch dann blieb ich nicht allzulange. Vier oder fünf Tage ging es noch irgendwie, aber mein Vater wollte mich gewöhnlich schon in der zweiten Woche zur Landarbeit einspannen. In diesen Fällen setzte ich mich auf eines der Pferde und ritt zu diesen Bekannten und jenen Verwandten und kam erst nach Tagen wieder zum Vorschein. Während der acht Jahre Gymnasialzeit hatte ich vielleicht im ganzen zwei vertrauliche Aussprachen mit meinem Vater, und so kam es, daß wir nach Jahren einander fast fremd gegenüberstanden.

Dann brach der Krieg aus. Ich rückte am ersten Tage ein und sah

meine Eltern erst als Fähnrich wieder, das heißt, erst nach eineinhalb Jahren. Unterdessen hatte sich viel geändert. Meinen Vater rührten meine Leiden an der Front, und als man mich schwerverwundet heimbrachte, weinte er an meinem Bett. Später folgten weitere Unglücksfälle. Mein Bruder und meine beiden Cousins waren gefallen, und ich hörte von meinen kleinen Schwestern, daß mein Vater zu jener Zeit nicht schlafen konnte. In den Nächten ging er in seinem Zimmer auf und ab, und manchmal hörten sie erschrocken, wie er aufschluchzte. Aber auch das ging vorüber.

Allmählich gewöhnte er sich an den Krieg, und von da an verfiel er immer mehr. Er rasierte sich noch seltener, wurde noch mißtrauischer und trübzte in einem fort. Er war nie guter Laune, dafür fluchte er aber jetzt um so mehr. Seine Dienstleute — zum größten Teil arbeitsscheue Polacken — wechselten nun schon von Woche zu Woche, denn der Alte prügelte sie mit dem Stock auf dem Hofe. Die einzige Ausnahme mochte vielleicht ich sein. Aber nur deshalb, weil er mich selten sah. Geld schickte er pünktlich, auch die Begleitbriefe blieben nicht aus. In diesen Briefen klagte er anfangs über mich, aber in letzter Zeit drohte er mir immer häufiger, er werde mich enterben, wenn ich so weitermache. Diese Vorbedingungen waren vorhanden, als ich in überstürzter Eile heimfuhr, um anzukündigen: ich wollte Teri Mayer heiraten. Es war Abend, als ich eintrat. Der Alte empfing mich im Speisezimmer, hatte sich zu meinem Empfang rasiert und seinen Schnurrbart fadenförmig ausgezwirbelt. Er umarmte mich, schob mich ein wenig von sich, um besser sehen zu können, und sagte: Na, du bist ein schneidiger Offizier, das ist nicht zu leugnen!

Wäre ich nur weniger schneidig gewesen, denn am anderen Tage mißfiel ihm selbst das schon.

An diesem Abend blieben wir lange auf. Meine beiden Schwesterchen sahen mich mit ihren großen lieben Augen bewundernd an, meine Mutter bedauerte mich schweigend, die Arme ahnte bereits, daß ich

wieder Kalamitäten haben werde. Es war, als hätte der Alte für diesen einen Abend all seine Sorgen vergessen. Die Kriegserzählungen interessierten ihn über alle Massen. So oft ich auf ein wichtigeres Erlebnis zu sprechen kam, hieb sich der Alte mit der Hand auf den Schädel, so freute er sich darüber: Wie schade, daß ich nicht dabei sein konnte! Ubrigens ho! Wie benehmen sich die Husaren von Nyireggháza?

Denn er selbst war in Nyireggháza Husar gewesen. Aber das mochten schon dreißig Jahre her sein.

In dieser Erzählung spielt der Zufall eine große Rolle. Solch ein Zufall war es zum Beispiel, daß ich mein Anliegen bis zum andern Tage verschob. Denn wenn ich an diesem Abend damit herausgerückt wäre, als wir alle in der dazu nötigen Stimmung waren, wäre vieles anders geworden. Man hätte mich ruhig angehört, und mein Vater würde — wenn ich erzählt hätte, das Mädchen sei aus guten Verhältnissen — sicher sein Glas erhoben haben: Na, wir werden sie uns einmal näher betrachten!

Es ist gewiß, daß er eine Woche später mit meiner Mutter oder einer meiner Schwestern zu Teris Eltern gereist wäre. Oft gedenke ich seither jenes Abends! Am nächsten Tage war alles verändert. Mein Vater erwachte schlecht gelaunt, weil er am Abend etwas mehr Wein als sonst getrunken hatte. Er klagte über Kopfschmerzen und Ohrensausen. Das wäre an sich noch kein Malheur gewesen. Das Malheur begann dort, daß eines seiner Pferde hinkend geworden war und er dies gerade an jenem Vormittag entdeckte. Er wurde von solcher Wut gepackt, daß er nach der Heugabel lief und den einen Kutscherburschen halbtot prügelte. Als er beim Mittagessen erschien, schnaufte und fluchte er. Auf einmal war das Haus erschreckend still geworden. Ich bemühte mich zwar, von etwas anderm zu sprechen, aber der Alte wurde um so wütender: Verdammte Betyáren! Sie rauben mich aus! Hei, wie mich der Zorn schüttelt!

Er fuhr sich in das Haar und zerrte seinen Kopf hin und her. Alles flüchtete vom Tisch. Wir blieben allein, er und ich. Und ich mußte meine Sache vorbringen, denn ich hatte von meinem Kommandanten nur drei Tage Urlaub erhalten. Mein Zug ging am gleichen Abend. Ich trat vor den Alten hin. Er wollte gerade hinausgehen und suchte nach den Speicherschlüsseln. Als er vernahm, was meine Absicht war, gab er seinem Kopfe einen kurzen Ruck. Sein halber Schnurrbart erzitterte, als hätte er sein ausbrechendes Gelächter in dieser Schnurrbarthälfte aufgefangen: Sonst nichts?

Ich fühlte, daß ich lächerlich wurde. Auch mein Vater bemerkte etwas. Er zuckte halb ärgerlich die Achseln: Ich komme gleich wieder. Es ist ja so nur eine Dummheit, das Ganze.

Beschämt, hilflos, blieb ich im Speisezimmer zurück. Es vergingen fast drei Stunden, ehe er zurückkehrte. Aber entweder hatte er es schon vergessen oder wollte es nicht vorbringen, denn er setzte sich vor das Fenster, zog seine Brieftasche hervor und begann Geld vor sich hinzuzählen. Ich stellte mich wieder vor ihm auf: Vater, was ist Ihre Antwort?

Er sah auf, als hätte er nicht begriffen, und sagte kurz: Du hast noch Zeit. Und außerdem ist Krieg. Stellung hast du auch keine ...

Als hätte man mich vor den Kopf geschlagen: Ich werde in der Wirtschaft helfen ...

Was? Er sprang auf. Ich kann die Arbeit hier allein schaffen! Ich brauche dich nicht! Und dann würdest du so nicht arbeiten, du bist ja nur zu meinem Kummer geboren! Absolviere zuerst die Jura!

Aber Sie wollten doch selbst, Vater, daß ich Landwirt werde!

Also dann werde Landwirt! Was kümmert's mich! Aber mir bringst du niemanden auf den Hals!

Der Zorn preßte mir die Kehle zusammen. Er war noch nicht einmal neugierig, wer das Mädchen war, das ich heiraten wollte? Er schnaufte und fluchte bereits, aber nur, um seine Verwirrung zu ver-

decken. Denn soviel Mißgunst setzte ich selbst bei ihm nicht voraus; ich sagte zu ihm: Es ist doch unerhört, daß Sie mich gar nicht anhören wollen!

Als hätte er sich besonnen; aber mit einem Achselzucken erledigte er mich auch zum zweiten Male: Das geht mich gar nichts an!

Und er ließ mich wieder stehen.

Die Tränen kamen mir in die Augen. Unterdessen kamen vorsichtig meine beiden Schwestern hereingeschlichen. Später kam auch meine Mutter. Sie umringten mich, was denn eigentlich los sei? Ich begann von Anfang an zu erzählen, und als ich nach anderthalb Stunden dort angelangt war, weshalb ich heimgekommen sei, waren meine Schwestern ganz Teilnahme. Meine Mutter weinte: Und doch wäre es so am besten, mein Sohn...

Vater ist ein schrecklicher Mensch, wenn er zornig wird, sagte meine ältere Schwester.

Die kleinere seufzte dazu: Und er hat dich nicht einmal angehört. So macht er es auch mit uns.

So saßen wir vier im Zimmer, ohne weiter zu klagen. Meinen Vater traf ich erst beim Abendbrot wieder. Er aß schnaufend. Er fragte mich nicht einmal mehr aus wie gestern. Er war auf nichts neugierig. Ich stand auf, griff nach meinem Säbel. Ich mußte gehen. Er fragte nicht einmal, wohin ich ginge. Meine Mutter und meine beiden Schwestern saßen mit niedergeschlagenen Augen bei Tisch. Ich küßte sie, und dann sagte ich zu meinem Vater: Ist das Ihr letztes Wort?

Ja! und er hieb auf den Tisch.

Nun, daraufhin hieb auch ich auf die Tischplatte, aber so, daß der Alte vor Schreck aufsprang.

Vater! Sie sind ein sehr schlechter Mensch!

Tiefes Schweigen entstand. Der Alte griff sich jäh an die Kehle, als wollte er ersticken. Als er zu sich kam, saß ich bereits im Wagen. Ich hörte noch von drinnen sein Wutgeschrei. Es hörte sich an, als

zertrümmerte er das ganze Zimmer: Unverschämter, frecher Lummel! Hinaus aus meinem Hause!

Am nächsten Vormittag stand ich bereits vor Teri Mayer. Als sie fähig war, aufzuschluchzen, waren ihre ersten Worte: Dann werde ich sehr schlecht sein!

Ich erbehte, aus dem Speisezimmer trat erschrocken ihre Mutter ein. Als sie erfuhr, was geschehen war, rief sie mich hinein und bot mir einen Platz im Salon. Ich erzählte ihr alles. Ich erzählte, daß meine Mutter und meine zwei Schwesterchen Teri auch unbekannterweise vielmals küssen ließen, daß aber mein Vater fast verrückt geworden sei vor Zorn. Obwohl er gar nicht wußte, um wen es sich handelte. An dieser Stelle lächelte Frau Mayer bereits. Der Vater legte seine Hand auf meinen Kopf: Nun, es gibt auch solche Menschen. Aber das ist nicht so schlimm, mein Sohn. Wenn der Krieg zu Ende ist, kommen Sie zu mir in die Kanzlei ...

Ich wehrte mich schon gegen die bloße Möglichkeit: Nein! Das ist unmöglich! — Denn ich war damals ein sehr selbstbewußter Leutnant. Heute würde ich es anders machen.

Sie verabschiedeten sich von mir wie sonst. Vielleicht mit noch größerer Liebe. Ich mußte durch Teris Zimmer. Sie stand am Fenster mit verweinten Augen. Als sie aufblickte, wandte sie sich halb ab.

Teri! Ich komme wieder.

Jetzt drehte sie sich ganz um. Sie flehte fast: Gehen Sie, bitte ... Ich will Sie nicht sehen ...

Ich ging fort, und erst nach vielen, vielen Monaten sah ich ihr Haus wieder.

Innerhalb einer kurzen Spanne Zeit enttäuschte mich Teri Mayer zweimal. Meine erste Enttäuschung brachte mich sehr auf, obschon kein Grund dazu vorhanden war. Die zweite ging mir sehr nahe. Das geschah aber erst später. Es wurde Juni: ich war damals Kommandant der Feldkompagnie. Es war so, daß wir auf telegraphischen Befehl jeden Augenblick marschieren konnten. Unterdessen folgten einige kleinere Übungen, und wir blieben manchmal Tage hindurch in den Bergen. Aber wir entfernten uns niemals weit. Und wenn wir dann bis über die Ohren verdreckt in die Kaserne einrückten, rührte ich mich kaum aus meiner Wohnung. Ich zog mich von allem und jedem zurück. Ich hielt Abrechnung mit mir selbst und wollte Teri Mayer vorläufig nicht sehen. Das hätte mich nur aufgeregt. Diese Vorsichtsmaßregel war überflüssig. Zwei Wochen nachher vernahm ich, daß die ganze Familie in ein Bad gefahren sei. Aber wohin, das sagte man mir nicht, und ich fragte nicht danach. Weshalb auch? So verging ein Monat. Dann kam das lange erwartete Telegramm, und die Feldkompagnie stieg am nächsten Tage in den Zug, aber ohne mich. An jenem Tage nämlich, an dem das Telegramm angekommen war, befahl mich der Kommandant des Ersatzladers zu sich und schickte mich mit irgendwelchen vertraulichen Akten nach Pest. Er sagte, ich trüge so wichtige Geheimnisse bei mir, daß er es nicht wagen könne, sie einem andern Offizier anzuvertrauen. Er band mir noch separat aufs Herz, daß ich während der Fahrt niemand in das Kurierabteil einlassen solle. Die Feldkompagnie übernahm ein Kamerad und führte sie an die Front.

Drei Wochen später erreichte der Befehl die zweite Feldkompagnie. Es wurde damals an der Front großer Ersatz benötigt. Ich ging wieder nicht. Am Tage vor dem Abmarsch teilte mich der Kommandant zu sich zum Kanzleidienst ein. Meine neue Arbeit bestand im ganzen darin, daß ich an den Sonntagvormittagen den Kommandanten der Ernteformationen beim Rapport die neuen Weisungen übergab.

Von Teri Mayer wußte ich unterdessen gar nichts. Das heißt — doch! Eines Nachmittags, als ich aus der Kaserne heimging — es war hundemäßig warm —, winkte mir die kleine Marthe aus dem Fenster. Ich eilte zu ihr. Sie war sehr aufgeregt: Nun, schöner Soldat! Vergißt man so seine besten Freunde? Paßt sich das?

Ich gebrauchte ein paar Ausflüchte. Die Kleine faltete die Hände: Sagen Sie, warum taten Sie das mit Teri? Wissen Sie, was passiert ist?

Nun?

Sie hat sich vor vier Tagen verlobt. Ich erhielt gestern ihren Brief. Ich wußte darauf nichts zu erwidern. Seit eineinhalb Monaten redete ich mir ein, daß mich nichts mehr mit Teri Mayer verbände, jetzt aber schmerzte mich ihre große Untreue dennoch. Mein Herz bebt. Die kleine Marthe wollte um jeden Preis vernünftig mit mir reden: Das ist furchtbar! Ihr Vater antwortete dem Freier, als er um Teris Hand anhielt, er möge Geduld haben, bis sie aus der Sommerfrische heimkehrten. Denn es sei hier jemand, durch den noch große Unannehmlichkeiten entstehen könnten. Wenn seine Tochter diesen Jemand noch einmal gesehen habe, und wenn sie auch dann noch die Braut des Freiers werden wolle, dann habe er nichts dagegen.

Dieser Jemand bin natürlich ich!

Ja, Sie, Koloman. Und sehen Sie, Teri und ihre Mutter wollten auch nicht mal so lange warten. Ich weiß, daß Teri nur ihre Eitelkeit zu solchem Trotz beeinflusst haben konnte, weil sie glaubt, daß sie sich auf diese Weise an Ihnen rächen könne. Ich habe große Angst um die Arme! Denn ich weiß, daß sie auch heute nur Sie liebt.

Diese Unbedachtsamkeit Teri Mayers war meine erste Enttäuschung. Anfänglich tat mein Herz weh, aber später war ich entrüstet. Obwohl ich vielleicht unrecht damit hatte. Ich hatte ja Teri in Wahrheit doch verlassen, und was hätte sie in ihrer Beschämung und Verzweiflung anderes tun können! Hieran dachte ich aber erst später, vielleicht

deshalb, um sie vor mir zu entschuldigen. In jenem Augenblick aber war ich ungewöhnlich aufgebracht: Und wer ist der Bräutigam?

Ein Jägerleutnant, namens Vêrtes.

Ich kenne ihn. Ein lieber Junge. Ich danke Ihnen, Marthe.

Sie stellte sich vor mir auf und faltete die Hände: Nicht wahr, Sie werden mich auch fernerhin besuchen? Wenigstens mich.

Unbedingt! Das verspreche ich Ihnen. Ich bleibe so nicht mehr lange, denn gestern wurde ich wieder Kommandant der Feldkompagnie.

Hoffentlich zum letztenmal.

Vier oder fünf Tage später, gegen Abend, als schon mehrere Menschen auf der Promenade erschienen, saß ich mit meinem Kommandanten auf der Caféterrasse. Seit er gezwungen war, mich der nächsten Feldkompagnie zuzuteilen, war er ungewöhnlich liebenswürdig geworden und schleppte mich in seinen freien Minuten überall mit sich herum. Wie wir dort plaudernd auf der Terrasse sitzen und dazwischen die Leute betrachten, ist es mir plötzlich, als faßte mir jemand an das Herz. Kaum zehn Schritte vor mir erblicke ich Teri am Arme ihres Bräutigams, die Eltern hinter ihr. Teri Mayer mochte mich schon früher erspäht haben, denn ich bemerkte ein ängstliches kleines Flackern ihrer Augen. Aber darum probierte sie zu lächeln. Und als sie in unsere Nähe kamen, kam sie mir mit einem liebenswürdigen Nicken zuvor: Guten Tag!

Alle waren sehr freundlich, als ich salutierte. Der Bräutigam winkte noch separat: Servus! mit der Hand. Ich winkte zurück. Es mochte ihm in diesem Augenblick sehr schwül zumute sein.

Als sie vorüber waren, neigte sich der Kommandant zu mir: Wie konntest du so ein Esel sein! Das hübscheste Mädel so aus den Fingern zu lassen.

Es lag nicht an uns beiden, Herr Oberstleutnant.

Am nächsten Tage war Sonntag. Die Leutnants und Fähnriche der Ernteformationen kamen vormittag in die Stadt und erstatteten die

gewohnte Meldung. Gegen Abend ließ ich zwei Wagen anspannen und brachte sie wie gewöhnlich zur Bahn. Als wir an Teris Haus vorbeifuhren, sah sie mit ihrem Bräutigam zum einen Fenster hinaus. Ich grüßte. Als ich später mit dem ersten Wagen zurückkam, standen beide in der Haustür. Ich hielt die Pferde zurück, sprang ab und küßte dem Mädchen die Hände. Meinem Kameraden Vértés aber sagte ich: Ich gratuliere!

Er tat so, als freute er sich sehr. Teri Mayer begann unvermittelt von etwas anderm zu sprechen. Aber in einem Ton, als hätten wir uns erst gestern oder heute vormittag getrennt, und als wäre nie etwas zwischen uns vorgefallen.

Wir dachten gerade, daß Sie uns ein wenig spazieren fahren könnten. Mit der größten Freude!

Ich übernahm vom Burschen die Zügel, aber Teri sagte zum Soldaten: Sehen Sie sich nur nach hinten neben den Herrn Leutnant. Ich sitze lieber auf dem Kutschbock ...

Mein Kamerad Vértés sagte dazu wohlgefaunt: Oh, das wird großartig sein!

Auf diese Weise wollte er mir zeigen, daß er nicht eifersüchtig sei, nun erst recht nicht, und setzte sich nach hinten neben den Kutscher. Teri sprang an meine Seite hinauf, und während ich mit dem Wagen kehrtmachte, hängte sie sich in mich ein, wie so oft in früheren Zeiten. Ich spürte, wie sie erbehte.

Ich knallte zwischen die Pferde, und in fünf Minuten flogen wir über die weiße Landstraße. Der Abend kam. Über den Bergkuppen flammte der Himmel rot, aber es waren noch keine Sterne zu sehen. Ein kühler Lufthauch schlug uns ins Gesicht, und während die Pferde trabten, versuchte mein Kamerad Vértés sich mit dem Burschen zu unterhalten. Teri Mayer sah zu mir auf und sagte flüsternd: Mein Gott, wenn wir doch umwerfen würden ...

Wie können Sie so etwas sagen!

Sie lehnte ihren Kopf an meinen Arm: Es wäre besser zu sterben.
So ... so lohnt es sich nicht ...

Seien Sie vernünftig, Teri! beruhigte ich sie mit echter Teilnahme.
Ihre Stimme war flehend, fast gebrochen: Ich kann nicht mehr vernünftig sein ... Oh, was habe ich getan!

Am selben Tage ging ich zum Abendessen in das Offizierskasino. Ich kam etwas spät. Der Kommandant, den ich hier treffen sollte, war schon fort. Ich dachte, ich würde ihn im Café aufsuchen. In der Garderobe legte ich meine Mütze ab und ging zum Speisesaal, mußte aber vor der Tür haltmachen. Ich stand wie angewurzelt.

Die Tür war nämlich halb offen geblieben, und drinnen lachten die Offiziere über etwas dröhnend. Ich hörte meinen Namen nennen, und in der darauffolgenden Stille sagte jemand: Wetten, daß er auch mit dieser Feldkompagnie nicht mitgeht?

Der Junge hat gute Protektion!

Blauäugige Protektion! sagte eine andere Stimme. Auch der Alte ist bis über die Ohren in sie verschossen.

Hier nannte jemand den Namen des Kommandanten. Die Offiziere lachten wieder. Dann erwähnte jemand den Leutnant Vértés, und ein dritter Offizier hieb auf den Tisch: Vértés ist nur Ersatzmann! Neuerliches Gelächter. Ich konnte mich nicht aus der Tür wegrühren. Ich hatte noch Glück, daß man mich von innen nicht bemerkte. So konnte ich mich wenigstens zurückziehen. Ich bat um meine Mütze und ging hinaus. Erst auf der Straße machte ich halt.

Ich wußte alles! Teri Mayer hatte also, als ich sie verließ und sie in ihrer Erbitterung eines andern Braut geworden war, meinen Kommandanten so lange angefleht, bis er ihr versprochen hatte, daß er mich vorläufig beim Ersatzkader zurückbehielte. Teri wollte nicht, daß ich wieder Gefahren ausgesetzt werde, und was konnte sie nicht alles erreichen, wenn sie sich's in den Kopf setzte! Daß auch mein Kommandant in Teri verliebt war, war mir nichts Neues. Denn wer

war fähig, sie nicht zu lieben! Und was hätte der Kommandant nicht alles getan, wenn Teri Mayer ihn darum bat! Der Alte war nämlich ein häufiger Gast ihres Hauses. Diese überraschende Entdeckung war meine zweite Enttäuschung an Teri Mayer, die ich schon früher berührte. Jetzt, als sie von mir getrennt war, sorgte sie sich mehr denn je um mich. Diese Liebe rührte mich. Aber gleichzeitig fühlte ich mich gedemütigt, da man sich schon im Offizierskasino über diese Sache unterhielt. Nein! Lächerlich wollte ich denn doch nicht werden!

Noch in derselben Viertelstunde suchte ich die kleine Marthe auf. Sie selbst öffnete mir die Tür: Treten Sie näher!

Danke, ich habe jetzt keine Zeit. Aber ich hätte eine sehr sehr große Bitte an Sie.

Befehlen Sie! sagte sie mit bescheidener Bereitwilligkeit.

Seien Sie so lieb, rufen Sie morgen nachmittag für drei Uhr Teri hierher! Gern! Aber ihr Bräutigam pflegt sie auch um diese Zeit zu besuchen. Den Bräutigam werde ich erledigen.

Und ich erledigte ihn. Leutnant Vértès war damals bereits in meine Feldkompagnie eingeteilt. Vormittags mußten alle Offiziere mit der Kompagnie ausrücken, nachmittags blieb nur der Diensthabende bei der Mannschaft. Am nächsten Tag setzte ich natürlich Leutnant Vértès als Diensthabenden ein. Zum ersten, aber nicht zum letzten Male.

Um drei Uhr nachmittags klopfte ich bei der kleinen Marthe an. Auch jetzt öffnete sie mir selbst. Sie flüsterte: Ich werde mich mit der Mutter zurückziehen. Teri erwartet Sie im großen Zimmer.

Ich trat ein. Sie saß beim Fenster in einem großen Sessel. Sie saß dort mit einem kühlen Antlitz und nickte kaum merklich. Ich blieb befangen vor ihr stehen.

Ich bin gekommen, sagte sie leise, aber ohne Traurigkeit.

Danke. Wissen Sie, weshalb ich Sie herüberbitten ließ?

Ich weiß es nicht. Und sie schüttelte gleichmütig den Kopf, daß sie es wirklich nicht wisse.

Ich blieb weiter stehen. Denn ich hatte mir vorgenommen, nachdem ich sie ausgefragt hätte, gleich zu gehen.

Teri, wissen Sie, worüber die Offiziere unter sich sprechen?

Sie schlug ihre schönen kühlen Augen zu mir auf.

Sie reden darüber, daß man mich Ihretwegen nicht an die Front geschickt habe. Sie haben den Oberstleutnant darum gebeten, daß er mich womöglich noch im letzten Augenblick aus jeder Feldkompagnie irgendwohin versetzen solle. Das ist bisher auch tatsächlich zweimal geschehen. Sie sah mich an, als hörte sie all dies jetzt zum erstenmal. Aber sie schien nicht verwundert. Sie sagte still: Das ist wahr.

So? Und was sagen Sie dazu, daß Sie bereits meinetwegen in aller Leute Mund sind?

Ich kümmere mich nicht darum.

Sie gab die kurzen Antworten so ruhig, als hätte das Ganze mit mir gar nichts zu tun. Diese Gleichgültigkeit brachte mich aus der Ruhe: Bitte, ich verbiete es Ihnen!

Sie wiegte dazu still mit dem Kopf: Sie irren; ich tue, was ich will. Und niemals, niemals kann mir irgend jemand verbieten, daß ich um den bange, den ich liebe.

Sie war nicht mehr gleichgültig. Ihr Auge erglänzte und verdunkelte sich dann. Sie stand mit bebenden Lippen auf, wankte bis zum Tisch, fiel dort in einen Sessel und beugte sich über ihre Arme. Und dann begann sie zu weinen. Sehr.

Ich stand hilflos vor ihr, aber es war mir schon gleich. Es war besser so. Und während sie weinte, empfand ich Reue. Denn nie wird mich jemand so lieben, wie mich Teri Mayer geliebt hat, und je unglücklicher sie durch mich wurde, um so mehr zitterte sie für mich.

Ich trat zu ihr und streichelte sehr zärtlich ihr Haar: Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse?

Ich kann Ihnen doch nicht böse sein, schluchzte sie gebrochen. Oh, ich kann nicht ...

Ich streichelte sie nur. Sie sah zu mir auf, mit ein wenig zerrauften Haaren. Sie lächelte durch die Tränen hindurch: Nicht wahr, Sie werden mich nie verlassen?

Ich verlasse Sie nie, Teri. Aber ich verbiete Ihnen in Zukunft, in meinem Interesse was immer auch zu tun! Verstehen Sie doch, das darf nicht sein!

Sie erhob sich, noch immer mit Tränen in den Augen. Dann umschlang sie mich jäh und heftig mit den Armen und lehnte ihren Kopf an meine Schultern: Und doch habe ich es noch einmal versucht... vorgestern ... aber es gelang nicht mehr ... Oh, wenn ich Sie nur nicht so lieben würde!

Sie zog den Verlobungsring vom Finger und legte ihn auf den Tisch. Ich sende ihn an Vértés zurück. Ich bin Ihre Braut. Ich will lieber sterben, als die Frau eines anderen werden!

Teri! und sie dauerte mich sehr. Das darf man nicht so machen. Alles würde darüber klatschen. Haben Sie ein wenig Geduld ...

Sie haben recht, und sie seufzte tief. Auch meine Eltern würden Verdacht schöpfen, und meine Mutter ist Ihnen sehr böse. Ich werde es schon irgendwie zu erledigen versuchen. O Gott, wieviel Sorgen der Mensch hat!

Besonders, wenn er sie sich selbst bereitet.

Sie haben recht, sagte sie wieder und sah mich vorwurfsvoll an. Aber ich war damals sehr verzweifelt. Jetzt bin ich wieder ruhig, Koloman. Die kleine Marthe trat wohlgelaunt ein: Nun, haben Sie schon alles erledigt?

Wieviel Dankbarkeit ich diesem anspruchslosen, guten Geschöpf schulde! Mit wieviel unmerklicher Geschicklichkeit sie alles arrangierte, um uns an den Nachmittagen zusammenzuführen! Der Bräutigam machte vorerst wenig Scherereien, da ich den Bräutigam von diesem Tage an zu ständigem Nachmittagsdienst kommandierte. Aber seine Abende konnte er frei verfügen, aber der Nachmittag war mein.

Diese späten Sommernachmittage! Vor dem Fenster stehen bestaubte Akazien, und in der Tiefe des Himmels liegen unbeweglich kleine Wolkensehen. Die weißleuchtenden Straßen sind ausgestorben... und wir trafen uns fast täglich. Man mußte vorsichtig und geschickt ins Haus gelangen, aber ich konnte nie so früh da sein, daß nicht Teri mich bereits bei der kleinen Marthe erwartet hätte. Dann lief sie mir lächelnd entgegen, breitete die Arme aus und umfing mich lachend. Sie war voll Übermut wie in früheren Tagen, als sie noch keinen Grund hatte, traurig zu sein. Denn jetzt mochte sie sich oft genug quälen, die Arme. Vor mir zeigte sie es nicht, aber ich wußte es nur zu gut. Ich konnte ja vorläufig nicht ihr Haus betreten, was ihr sicher sehr weh tat. Vielleicht war es deshalb, daß sie mir so strahlend entgegenlief, wenn ich an jenen Nachmittagen ins Zimmer trat. Ich habe die Ehre, Herr Leutnant! Wissen Sie, was mein Bräutigam gestern abend sagte?

Nun?

Daß ich mich mit Ihnen zu treffen pflege!

Und sie leugneten natürlich nicht.

Sie haben es erraten, Herr Leutnant. Ich sagte zu ihm, natürlich mit einem fürchterlichen Seufzer: Mein Gott, auch das ist möglich. Darauf wurde er so zornig, daß er seinen Säbel packte und fortging. Hat er Ihnen seither noch nicht den Kopf gespalten? Wenn nicht, dann amüsiert er sich sicher irgendwo. Er wird mich bestimmt meinem Vater verraten...

Das wäre feige von ihm.

Aber was sollten wir dann tun? Oft tut er mir wirklich leid. Ich kann wirklich nichts dafür!

Wenn sie so redete, rügte ich sie: Teri, Sie beginnen ungezogen zu werden!

Mein Kollege Vértés soff unterdessen wirklich. Er kam auch am nächsten Tage nicht zum Vorschein. In der gleichen Nacht, als ich

bereits schlief, weckte er mich mit Zigeunermusik. Sie kamen mit einer Batterie Weinflaschen, denn auch Teris Bruder war dabei. Nolens volens mußte ich mithalten. Fähnrich Mayer schlief gegen Morgen auf dem Sofa ein, und Kamerad Vértés schien den Moment für geeignet zu halten, um mich zu überraschen. Er stützte die Ellbogen auf den Tisch und tat, als wolle er scherzen. Aber er sprach sehr ernst: Hei, Bruder, wie erbittert bin ich!

Alle Bräutigame lieben es, ein wenig zu posieren, sagte ich darauf. Weil sie wissen, daß es ihnen gut ansteht.

Denkst du? und er blickte mir in die Augen. Also dann sage mir, Bruder, warum du mir immer den Nachmittagsdienst aufhältst?

Ich war auf diese Frage vorbereitet: Nur darum, weil du dann sowohl den Vormittag wie den Abend für dich hast.

Nachmittags aber pflegst du dich mit Teri zu treffen, unterbrach er mich ruhig.

Du irrst, Kamerad, ich habe sie bei Marthe tatsächlich zweimal getroffen, aber beide Male zufällig.

Sie jedoch hat mir diese Sache anders erzählt! Sie sagte mir ins Gesicht, daß sie jeden Tag mit dir beisammen wäre. Wem von euch soll ich also jetzt glauben?

Ich lächelte, denn Leutnant Vértés hatte einen Affen, und weil ich voraussetzte, daß er dennoch mir glauben würde.

Kamerad — und ich legte ihm die Hand auf die Schulter —, ich kenne doch Teri. Sie will dich eifersüchtig machen, deshalb verkohlt sie dich. Was? Daß es nicht wahr ist? Und da packte mich denn doch der Zorn. Schau, du Rohnase, wenn ich wollte, wäre ja Teri morgen meine Braut. Glaubst du mir jetzt?

Ja, ja, Bruder, und er nickte schläfrig; auch vorgestern sagte sie, daß sie nur dich liebe.

Du quatschst Blödsinn. Man sieht, daß du besoffen bist.

Es dämmerte bereits, als sie sich zum Aufbruch rüsteten. Kamerad

Vértés schien aber doch unglücklich zu sein, denn er trommelte mich innerhalb einer Woche noch dreimal mit seinen Zigeunern aus dem Schlaf. Dann dauerte die Sauferei bei mir immer bis zum Morgen. Der vorige Dialog wiederholte sich jedesmal. Das Ende war schließlich, daß Kamerad Vértés nunmehr über seinen fürchterlichen Verdacht todsicher orientiert war.

Zwei Tage später schellte ich bei der kleinen Marthe vergebens: Teri war nicht gekommen. Aber an ihrer Stelle war ein Brief da an ihre kleine Freundin. Sie schrieb, daß ihr Bräutigam gestern bei ihnen zum Abendbrot gewesen sei, und daß ihre Mutter ihm vorgeworfen habe, warum er so viel ausgehe. Der Bräutigam rettete sich daraufhin damit aus der Patsche (ich weiß heute noch nicht, ob absichtlich oder nur deshalb, weil ihm nichts weiter einfiel), daß ich ihn zum Ausgehen verlockte, worauf Teri Mayer den Bräutigam figierte: Das ist nicht wahr: Sie pflegen Koloman zur Nachtzeit mit den Zigeunern aus dem Schlaf zu trommeln. Jawohl, Mama, du siehst mich umsonst so an! Koloman hat es mir selbst erzählt ...

Für ihre Mutter war das eine große Neuigkeit; Teri wurde jetzt damit bestraft, daß sie vorläufig das Haus nicht allein verlassen durfte.

Aber sage nur Koloman, er möge ruhig sein. Der Zimmerarrest kann höchstens zwei bis drei Tage währen. Und wenn sie mich auf diese Weise mürrisch machen wollen (es ist nicht ausgeschlossen, daß Vértés doch etwas ausquatscht!), dann gebe ich ihm ohne weiteres den Laufpaß samt seinem Verlobungsring. Also auf Wiedersehen in zwei bis drei Tagen!

Aber bei der kleinen Marthe traf ich Teri nie wieder. Denn am nächsten Tag — es war gerade Sonnabend — kam ein Telegramm an den Ersatzkader, daß die nächste Feldkompagnie innerhalb vierundzwanzig Stunden aufbrechen müsse nach Wladimir-Wolhinskij. Ich war der Kommandant dieser Feldkompagnie. Diesmal unwiderruflich.

Das Telegramm kam morgens, und von diesem Augenblick an war Leben und Lärm in der Kaserne. Ich gab meinem Pfeifendeckel die nötigen Weisungen, inspizierte die Mannschaft und nahm am Nachmittag Abschied von den bekannten Familien. Ich ging auch zu Marthe hinauf und dankte ihr und ihrer Mutter für die mir entgegengebrachte Güte. Sie wußten bereits, daß ich gehen mußte. Der Abmarsch einer neuen Kompagnie war ein großes Ereignis für das Städtchen. Die kleine Marthe nahm innigen Abschied von mir: Sie müssen mir aber auch schreiben, nicht wahr?

Ich darf doch jetzt nur mehr an Sie schreiben, Liebe.

Nun erst besann sie sich: Und Teri? Vielleicht weiß sie es noch gar nicht?

Am nächsten Vormittag fuhren wir los. Sicher entsinnst du dich noch dieser Feldkompagnien: man kann sie nie vergessen. Mein Gott, wir waren jung und gingen blumengeschmückt in den Tod! Die ganze Stadt war auf den Beinen. Die Blechmusik spielte einen Marsch, und die Soldaten zogen mit dröhnenden Kehlen zum Bahnhof, und ich ritt an der Spitze der Kompagnie. Blumen leuchteten an unsern Mützen schildern. Die alten Weiber jammerten herzerweichend bei unserm Anblick, aus den Fenstern und von den Balkonen schwenkten die Mädchen mit Tüchern und streuten Blumen auf uns herab. Die Stadt war eine große hurraschreiende und tanzende Menge, und wir salutierten lächelnd nach rechts und links. Wir gingen wohlgelaunt sterben.

Auch der Bahnhof war voller Menschen. Der Oberstleutnant trat zu mir und gab mir noch ein paar Weisungen. Viele Bekannte drängten sich auf den Perron hinaus, nahmen herzlichen Abschied. Und plötzlich erblickte ich auch Teri mit ihrer Mutter. Kamerad Vértés küßte den beiden eben die Hände. Teri hielt einen großen Strauß in Händen aus lauter flammenden Blumen. Er mochte aus ihrem Garten stammen.

Großes Abschiednehmen. In diesem Augenblick bemerkte mich Teri

und winkte mich zu sich. Der Oberstleutnant bemerkte dieses Zeichen, also winkte er eben dann Leutnant Vértés zu sich.

Ich eilte zu Teri Mayer. Ihre Mutter gab mir mit dem früheren Wohlwollen die Hand, jetzt schickte es sich ja nicht, böse zu sein. Dennoch drohte sie mir mit dem Finger: Ich war nicht gut auf Sie zu sprechen. Sie verdienten es auch nicht.

Ich weiß, gnädige Frau. Und wenn ich etwas Schlechtes getan hätte, verzeihen Sie mir! Ich beugte mich über ihre Hand.

Dann zog ich auch Teris Hand an die Lippen: Gott segne Sie, Liebe. Achten Sie auf sich, und sie übergab mir die leuchtenden Blumen: Die waren für Sie bestimmt.

Ihre Mutter machte große Augen. Und ich weiß heute noch nicht, was in mich gefahren war, aber in jenem Augenblick, als ich ihr ein zweites Mal die Hand küßte, sagte ich halblaut, aber so, daß auch ihre Mutter es hören mußte: Nicht wahr, Sie werden meine Frau? Teri Mayer nickte dazu unter Tränen. Ich grüßte und ging zu meinem Abteil. Die Lokomotive pfiff. Der Oberstleutnant schüttelte uns noch einmal die Hände und wünschte uns Glück. Dann sprangen wir auf die Trittbretter hinauf, und während der Zug mit einem Ruck losfuhr und von allen Seiten Eljenrufe brausten, salutierten wir stumm und lange.

Drei Tage später kamen wir in Wladimir-Wolhinskij an. Meine Kompagnie übte vorläufig hinter der Front. Das ging so einen Monat lang. Damals war es bereits September, schöne Frühherbsttage. Und während die Kompagnie in getrennten Zügen übte, betrachtete ich viele Stunden lang die gleichförmigen südrussischen Gegenden. Ihre Schönheit lag in ihrer Reglosigkeit. Bei uns in Ungarn mochte die Natur schon Abschied nehmen: hier war es fast Frühling. Zartgrüne Rasenflächen bis an den Rand des Horizonts, aus der weiten Ferne von den sumpfigen Ausläufern des Bug sah man traumblasse Nebel, hindurch die Kronen der Weiden, und hier und da tauchte ein zwiebel-förmiger Turm auf. Kirchenstille lag über dieser Gegend, an die ich immer mit so viel Melancholie zurückdenke. Erst damals begriff ich das Heimweh, das den Russen seinem Lande gegenüber mit so viel sehnächtiger Trauer erfüllt.

Ein Monat verging. Vor uns, an der Front, rührte sich fast nichts. In großen Abständen ein Gewehrschuß. Unterdessen traf die nächste Feldkompagnie ein und mit ihr mein Kommandant, der Oberstleutnant. Er übernahm das Regiment.

Von Teri Mayer bekam ich jetzt den ersten Brief. Mit der Feldkompagnie kam ein junger Militärarzt an, einer meiner früheren Freunde. Ihm hatte Teri diesen kurzen Brief geschickt zugesteckt, als er Abschied nehmen gekommen war in ihrem Hause. Aus dem Umschlag fielen ein paar verwelkte Veilchen vor meine Füße. Ich steckte sie an meine Mütze.

Es war nun ein Monat vergangen, seit sie mir auf dem Bahnhof unter Tränen zugenickt hatte: Sie würde nur meine Frau werden. Das hatte auch ihre Mutter bemerkt, und Teri Mayer durfte mir seither nicht eine Zeile schreiben.

Aber darum war es auch in ihrer nun so großen Einsamkeit ihre stete Sorge, mir Nachricht zu geben. Sie lief oft für ein paar Minuten zu

Marthe hinüber und versah sie mit den nötigen Weisungen. Und Marthe schrieb mir über alles mit unermüdlichem Fleiß. Für diese Güte bin ich ihr gegenüber voll Dankbarkeit, weil damals auch sie viel Sorge und Kummer erlebte. In diesem September stürzte in den Felsen des Doberdo ihr Verlobter blutig nieder, und als sie ihn unter den Felsplittern hervorgezogen, war er tot. Die kleine Marthe beweinte ihn, aber in ihrem großen Kummer vergaß sie auch mich nicht. Alle drei bis vier Tage suchte sie mich mit ein paar Zeilen auf. Sie fühlte sich sehr verlassen und schrieb vielleicht deshalb so anhänglich, weil auch sie etwas Liebe benötigte. Ich war ihr dankbar, tröstete und liebte sie, als wäre sie meine eigene Schwester. Eingeschlossen sandte ich immer noch einen zweiten Brief für Teri. Ihre Nachrichten übermittelte mir Marthe. Denn Teri Mayer war vorläufig unter so strenger Aufsicht, daß sie für länger als fünf bis zehn Minuten von Hause nie fortkam. Ihre Mutter hatte ihr ein für allemal den Verkehr mit mir verboten.

Oft hatte sie mir früher gesagt, daß sie gegen den Willen ihrer Eltern nicht meine Frau werden könne. Und jetzt schrieb sie doch. Soviel ahnte ich beiläufig, daß sie mit ihrer Mutter einen schweren Kampf ausfocht, weil sie den Ring noch immer nicht an Vértés zurückgegeben hatte. Ihr Bräutigam diente in meiner Kompagnie und schrieb an Teri täglich eine Menge Briefe und Karten. Er bekam selten Antwort. Ein oder zweimal bat er auch mich, eine der Karten zu unterschreiben. Ich tat es. Ihre Korrespondenz konnte ich mit Leichtigkeit überwachen, denn damals war ich bereits Regimentsadjutant. Ich hatte täglich die Feldpost durchzusehen. Denn der Oberstleutnant nahm mich gleich, als er vom Ersatzlager eintraf, als Adjutanten zu sich. Meine Kompagnie übernahm Leutnant Vértés. Als ich mich bei der Kommandantur meldete, konnte ich es nicht verbeißen, zu sagen: Ich weiß, Herr Oberstleutnant, wem ich diese Einteilung zu verdanken habe ... Er winkte ab: Wenn du es weißt, schweige!

Nach einer Woche kam auch Vértés Kompagnie in die Feuerlinie. Von da an folgte eine Schlacht der andern. Aber in den Feuerpausen sandte er stets noch mehr Briefe und Karten an Teri Mayer. Das Mädchen antwortete immer seltener. Um so häufiger erhielt ich Post von der kleinen Marthe. Manchmal schrieb auch Teri einige Zeilen in diese vermittelnden Briefe. An einem Oktobertag teilte sie mir in Eile mit, daß sie ihrer Mutter gesagt habe: sie werde die Verlobung lösen. Ihre Mutter hätte geweint, da sie aber ihre Tochter nicht unglücklich wissen wolle, habe sie nichts dagegen, sie möge tun, was sie für gut fände. Von mir jedoch wollte sie nichts wissen. Sie habe ihr vorgeworfen, daß sie im geheimen sicher in Briefwechsel mit mir stehe, worauf sie nichts geantwortet habe. Diese stillschweigende Antwort hätte zur Folge, daß sie nun auch Marthe nicht mehr besuchen dürfe. Es sei dies ihre letzte Nachricht auf dem Wege über Marthe. Aber sie würden schon einen Ausweg finden.

Damals zog der Herbst nun auch in Rußland ein. Ein eifiger Wind kam von der Szarmatenwüste, niederhängende Wolken rauschten über die Gegend hin, und der Wind pfiff jammernd durch die schwarzen Grenzen. Alles zitterte und fror, und an den Nachmittagen, wenn der Oberstleutnant schlummerte, kauerte ich für mich allein in der Ecke. Jetzt, wo Teris Mutter mir gegenüber noch mißtrauischer geworden war, wurde meine Situation schwierig. Jetzt wäre ich auch dazu schon bereit gewesen, das Angebot des alten Herrn anzunehmen, nach dem Kriege in seine Kanzlei einzutreten. Nun war es für mich unmöglich, von meiner Seite aus diesen Gegenvorschlag zu machen. Mein Verhältnis zu meinem Vater hatte sich um nichts geändert. Meinen Schwestern schrieb ich mitunter, ich dachte nicht gern an unser Haus. Ich wußte, wenn ich meinem Vater in einem langen Briefe alles schreiben und ihn bitten würde, hätte er sich doch irgendwie zu allem bereit gefunden. Aber ich kannte die unbändige Natur meines Vaters und befürchtete, daß ich, wenn ich späterhin mit meiner Frau in unser

Haus einzöge, früher oder später mit meinem Vater in Streit geraten würde. Vor solchen Szenen mußte ich jedoch Teri bewahren, denn sie wäre beim ersten härteren Wort meines Vaters verzweifelt. Wie anders war ihr Familienkreis als der unserige! So fand ich keinen Ausweg aus meiner Bedrängnis.

Aber Teri half mir. Marthe hatte längere Zeit geschwiegen, und als ich endlich von ihr einen Brief erhielt, teilte sie mir mit, daß sie am vorhergehenden Tage bei Teri gewesen sei. Mama Mayer hätte sie sich vorgenommen, ob ich nicht etwa mit ihrer Vermittlung an Teri schriebe, denn sie sei verzweifelt über Teris Hartnäckigkeit. Marthe war „schändlicherweise gezwungen“, jede derartige Vermittlung zu leugnen. Aber sie tat es nur in unserm Interesse. Das Haus sei wie ausgestorben, Teri sei krank, aber man müsse nicht gleich erschrecken, denn diese Krankheit sei nicht ernst. Sie sei nur dazu gut, damit sie zu angeblicher Luftveränderung für einige Wochen Verwandte ihres Vaters in Klausenburg aufsuchen könne. Diesen Weg hatte Teri gefunden! Von Klausenburg konnte sie mir schreiben. Daheim wurde jeder ihrer Schritte bewacht.

Nach diesem Brief folgte eine längere Pause. Ich glaubte bereits, daß die Eltern mißtrauisch geworden wären und Teri nicht fortließen. Oder daß sie wirklich krank sei. Oft dachte ich daran mit wachsendem Kummer. In der vierten Woche — die Wiesen glitzerten bereits im Frost — kam ihr erster Brief aus Klausenburg. Wie sie schreiben konnte! Zu jener Zeit war sie bereits unterwegs zu ihrem großen Unglück, aber sie hörte nie auf, mich zu trösten. Ich will dir einige Zeilen vorlesen. Du bist der zweite Fremde, der sie hören wird. Und sie, die Arme, wird mir nicht böse sein, wenn ich es ihr einmal sagen werde. Sie erwähnte ja oft, daß irgendein Romandichter ihre traurige Geschichte vielleicht einmal aufschreiben würde. Denn sie liebte mich so, daß sie auch in der Zeit ihres großen Unglücks lächelnd an mich dachte. Wie aufrichtig sie schrieb! Sie teilte mir jubelnd mit, daß ihre

Mutter zwei Wochen bei ihr geblieben sei, aber sie hätte den Eindruck, daß man auch hier auf sie aufpasse, und darum kann sie nur nachts schreiben bei verschlossener Tür, wenn alles glaubt, daß sie schon schlafe.

„Ich möchte Ihnen jeden Tag und sehr viel schreiben, aber es geht nicht. Es ist eine große Seltenheit, wenn ich allein sein darf, und auch dann kämpfe ich stets mit mir selbst, ob ich es darf? Ich bin ja doch die Braut eines andern! Oft glaube ich, daß ich sehr aufdringlich bin. Mein Gott, diese Verlobung! Wie oft und wie sehr ich sie bereut habe! Und ich bin doch glücklich, weil ich weiß, daß ich Sie nicht verlieren kann. Obwohl das kein Wunder wäre, ich war ja so schlecht zu Ihnen. Ich haßte Sie in jenem Augenblick der Verzweiflung so und habe Sie dennoch so sehr geliebt! Erinnern Sie sich, wie oft wir uns gestritten haben? Wie zwei ungezogene Schulkinder. Oh, das waren so schöne Tage! Ich kann nur lächelnd an sie zurückdenken.

Kommen Sie doch endlich heim. Es würde mir nichts machen, wenn Sie nicht mit mir redeten und mich gar nicht mehr anschauten, wenn ich Sie nur nicht wie jetzt jeden Tag in Lebensgefahr weiß. Jetzt sind Sie, wie ich glaube, an einem ruhigeren Platz, aber wer weiß, was geschehen kann? Begreifen Sie mich: ich habe Angst um Sie! Auch ich will noch leben! Ich bin jung und würde so gern, so furchtbar gern diese zwei letzten zerrissenen Jahre vergessen! Seien Sie mir nicht böse, daß ich so schreibe, aber es ist so viel Kummer in mir aufgehäuft! Da ist es kein Wunder. Und doch bin nur ich an allem schuld, deshalb sind auch Sie der Meinung, nicht wahr, daß ich weiterbüßen muß? Sie haben recht. Ich will nicht wieder klagen, damit würde ich ja nur Ihr Leben verbittern. Aber wenn Sie mich lieben, werden Sie Mitleid mit mir haben ...“

Sie war nicht mehr die alte Teri Mayer damals, die mit mir scherzte und trogte, um mich eifersüchtig zu machen. Es kam niemand in ihr Haus, und sie ging nirgends hin. Sie war ein sehr stilles, geknicktes

Mädchen geworden, das mit rührender Liebe an mir hing und um mich bangte. Und wenn ich ihr ein paar gute Worte schenkte, konnte sie für so wenig Liebe so dankbar sein. Es war lange her, da sie leben und froh sein wollte. Sie hatte keinen andern Wunsch mehr, nur mich wollte sie behalten. In den Nächten verkroch sie sich und schrieb in den späten Mitternachtstunden Briefe an mich. Das war alles, was sie an Glück hatte. Hier habe ich noch einen Brief:

„Vergangene Woche war ich krank und habe viel gelitten. Erst heute durfte ich aufstehen. Die Hausleute glauben alle, daß ich seit elf Uhr den Schlaf der Gerechten schlafe. Wenn sie wüßten! Ein sehr hübscher Militärarzt behandelte mich ... Na, erschrecken Sie nur nicht, er ist bereits verheiratet! Ich hatte eine Unmenge Besuch, so daß ich fast in Stücke zerrissen wurde, aber ich redete kein Wort zu ihnen. Ich lag nur, reglos, und dachte an Sie.

Ich begreife nicht, weshalb Sie so sehr verzweifelt sind? Denn wenn Sie auch gute Laune mimen, ich fühle es doch, daß Ihnen etwas fehlt. Vertrauen Sie mir etwa nicht? Ich habe erklärt, daß ich die Ihre sein will. Mein Kampf wird der härtere Kampf sein, aber ich werde ihn bestehen gegen jeden und alle, auch wenn ich sterbe. Nur das geht mir nicht ein, weshalb wir warten müssen, weshalb wir einander nicht gehören dürfen, solange wir noch jung sind! O Koloman, ich sehe voraus, daß wir als alte Leute einander erlangen werden, denn dieser Krieg währt sicher noch dreißig Jahre. Ich werde eine gepuderte alte Jungfer sein, mit fünfzig Katzen, ebenso vielen Hunden und Kanarienvögeln, mit einem Wort: einer Menagerie. Sie aber werden ein hüstelnder, alter, sehr sehr alter Generalleutnant in Pension sein, dem ich mich nicht einmal auf den Schoß werde setzen dürfen, weil er das Zipperlein hat, und Sie werden mich niemals küssen, weil mein Gesicht voller Runzeln sein wird ... Erfreuliche Ausichten!

Und tragen Sie meinen Eltern nichts nach! Sie haben nur den einen Fehler: daß sie ihr trotziges Töchterlein sehr lieben. Ich allein bin

schuld an allem, aber ich bin sehr bekümmert darüber, daß ich uns allen so viel Kummer bereitet habe.

Ich bin müde, leben Sie wohl. Sehen Sie, jetzt heule ich sogar, als müßte ich mich wirklich von Ihnen trennen . . .“

Wieviel Anklage und Bitterkeit stand zwischen diesen Zeilen! Und ich wußte, daß Teri nicht nur dann weinte, wenn sie diese Briefe schrieb, sondern daß sie sich viel, sehr viel sorgte, wenn niemand sie sah. Aber was konnte ich tun! Ihr konnte ich nicht alles sagen, sie hätte doch eine derartige Erklärung nicht angenommen. Ich hätte ihr nur neuerliche Sorge bereitet. Sicher gibt es Menschen, die sagen, ich hätte mich unmännlich verhalten. Dieser Vorwurf kann mich niemals treffen! Ich habe nicht nur seither viel gegrübelt, sondern auch damals nachgedacht. Unmännlich wäre gerade das gewesen, wenn ich ohne die nötigen Voraussetzungen solch ein Geschöpf an mich gekettet hätte. Erwinnere dich bloß an die Ehen dieser Kriegsoffizierlein: fast alle diese Kameraden ließen sich bald scheiden oder gelangten in Elend. Sie glaubten, es werde ewig Krieg sein, und sie würden immer leichtlebige Offizierlein bleiben. Nein! Ich habe nie gewankt! Es ist ja doch nur in romantischen Romanen so, daß die Helden durch Feuer und Wasser zu ihrer Angebeteten vordringen, um sie schließlich in ihren Sattel zu heben, fortzutragen und auf die Welt zu pfeifen. Aber die Romanhelden des Lebens sind genau so kämpfende und rechnende Sterbliche wie die übrigen Menschen, die das Leben hin und her wirft. Wenn Teris Vater seinen einstmaligen Vorschlag wiederholt hätte, würde ich keine Minute gezögert haben. Aber so? Es war unmöglich.

Es kam noch ein anderer Umstand dazwischen, über den ich mir Gedanken machte. Teri hatte mir noch im August erklärt, daß sie ihrem Verlobten den Ring zurücksenden werde. Damals gab ich selbst ihr den Rat, noch zu warten. Sie wartete auch seither, fast vier Monate. Und wieder kam mir der Verdacht: wenn sie auch nur mich

liebte, wollte sie doch auch für alle Fälle als Ersatz den Bräutigam behalten und brach deshalb nicht mit ihm. Aber das störte mich nicht einmal übermäßig. In solch unmöglichen Verhältnissen, dachte ich, sei es am besten, alles dem Zufall zu überlassen. Im Frühjahr würden sich diese Dinge schon von selbst regeln.

Aber Teri war gescheiter. Anfang Dezember schrieb sie, daß sie nicht mehr länger warte. Sie teilte mir aufgeregt mit, daß ihre Eltern sie holen kämen, weil die Mutter ihres Verlobten am Sterben sei. Die arme Frau wolle nur sie noch einmal sehen, um sie beide zu segnen. „Das ist fürchterlich, aber was soll ich tun? Ich muß mich an ihr Sterhebett stellen, und die alte Frau wird in dem Bewußtsein sterben, daß ich die Frau ihres Sohnes würde. Ich weiß, daß man mich für schlecht und herzlos halten wird, aber jetzt bin ich entschlossen . . .“

Am gleichen Tage, an dem ich diesen Brief erhielt, kam Leutnant Vértés zu mir herunter und zeigte mir ein Telegramm, daß seine Mutter im Sterben liege. Der Oberstleutnant gab ihm den erbetenen Urlaub. Und am gleichen Tage schrieb ich Teri Mayer einen Brief, was bis zum Morgen dauerte.

Das war kein Abschiedsbrief. Aber ich eröffnete ihr meine Lage. Ich sagte ihr, daß ich nur sie liebte, daß sie aber mit ihrem Verlobten noch nicht brechen sollte, wenigstens so lange nicht, bis ich zu ihnen fahren und mit ihren Eltern reden würde.

„Mißverstehen Sie mich nicht. Ich bin ein anständiger Mensch und muß Ihnen das sagen. Glauben Sie mir, denn ich werde Sie nie verlassen. Nur so viel Geduld, bis ich mich vor Ihrer Mutter gereinigt habe. Ich bin jetzt zu allem bereit. Für Sie, Teri.“

Den Brief adressierte ich an Marthe, und dann begann ich zu warten. Es vergingen zehn Tage. Am zehnten Tage kam mein Kamerad Vértés zurück. Inzwischen hatte er seine Mutter begraben. Als ich zufällig auf seine Hand blickte, war der Verlobungsring nicht mehr auf seinem Finger. Er sagte nichts, und ich konnte nicht fragen. Ich

vermutete, daß Teri meinen Brief noch nicht erhalten habe, da sie in der Zwischenzeit bei der Sterbenden wachen mußte und erst nach dem Begräbnis mit Vértés gebrochen habe. So war es auch. Meinen Brief würde sie also erst lesen, wenn sie mit ihren Eltern bereits heimgekommen war. Aber auch, wenn sie ihn früher erhalten hätte, würde sie genau so gehandelt haben. Ich kannte Teri.

Noch niemals durchwühlte ich die tägliche Post mit soviel Aufregung wie damals. Ich hoffte, daß sie mich nicht ohne Antwort lassen würde. Nun, sie antwortete. Nie gab es ein Mädchen, das einen Brief schrieb, wie Teri Mayer damals! Aus diesem Brief hätte ich sie erkannt, auch wenn ich sie niemals gesehen hätte. Dieser Brief kam am vierten Tage nach Vértés Rückkehr an. Jenen Teil, in dem sie über die Auflösung der Verlobung schreibt, lasse ich aus. Aber höre dir das übrige an! Nie wird mich jemand so lieben wie Teri Mayer. Denn sie liebt mich noch heute.

Und er begann zu lesen:

„Lieber Koloman!

Wir sind gestern früh nach einer traurigen und beschwerlichen Fahrt daheim angekommen. Ich ruhte ein wenig, fand aber keine Ruhe, weil ich fühlte, daß mich bei Marthe etwas erwartete. Wäre ich nur gar nicht gekommen!

Als Marthe sagte, ich hätte einen Brief, fühlte ich mich so glücklich. Bei den ersten zwei Seiten lächelte ich. Damals ahnte ich noch nicht, daß es Ihr letzter Brief sein will.

Ich weiß nichts zu sagen, Koloman. Ich wundere mich nur immer und mußte Ihren Brief sehr oft lesen, ehe ich ihn verstand. Aber auch seither kommt mir nur immer das eine in den Sinn, daß Sie mich lassen konnten.

Als ich dann mit etwas klarerem Kopf nachdachte, stellte ich zwei Möglichkeiten fest. Entweder lieben Sie mich nicht mehr und wollen sich jetzt auf diese Weise für die ausgestandenen Schmerzen an mir

rächen, oder aber Sie sind feige ... Sehen Sie, Koloman, ich werde nicht betteln. Sie kennen mich so weit, um zu wissen, daß ich nie um Liebe gefleht habe. Ich weiß, daß Sie mir wegen dieses Ausspruches böse sein werden, aber dafür kann ich nichts.

Wenn Sie aber feige sind, könnte das nur deshalb sein, weil Sie vor dem Gedanken zurückschrecken, daß Sie mir vielleicht nicht all das ersetzen könnten, was ich verlieren würde, wenn ich gegen den Willen meiner Eltern Ihre Frau würde. An so etwas aber habe ich nie gedacht ... Nein! Nein! Wenn Sie so etwas voraussetzen, weiß ich wirklich nicht, was ich davon halten soll. Ich will Sie nicht kränken, Koloman, Sie haben keine Undankbarkeit verdient. Ich muß Ihnen ja für Ihre große Liebe dankbar sein. Aber nach Ihrem letzten Brief würde ich mich auch darüber nicht mehr wundern, wenn Sie mich mißverstehen würden.

Ich weiß nicht, wie ich fortfahren soll! Ich habe nur das eine Gefühl, daß Sie mich nicht mehr lieben. Aber geben Sie acht, denn dann müßte ich sehr schlecht werden! Ich war zwei Jahre lang die Ihre, mich kann man nicht verlassen!

Ich will aber nicht, daß Sie glauben, ich wollte Sie jetzt überzeugen. Es steht Ihnen frei, zu tun, was Ihnen paßt. Aber ich hätte niemals geglaubt, daß Sie mich verlassen würden.

Wenn ich noch eine Bitte an Sie richten darf, bitte ich Sie: lieben Sie mich nicht mehr. Denken Sie nicht daran: wo ich bin, und wie es mir geht, ob ich lebe oder gestorben bin. Was mit mir von jetzt an geschehen wird, darf Ihnen nicht wehe tun. Wenn Sie fähig waren, mir einen solchen Brief zu schreiben, haben Sie kein Recht mehr, mich zu bedauern, selbst wenn Sie mich tot sehen. Seien Sie mir nicht böse, lieber Koloman, daß ich so schreibe, aber ich kann mit diesem meinem zerquälten armen Kopf nicht mehr klar denken. Sie haben mir so weh getan! Aber, nicht wahr, es ist nur ein Scherz? Ich weiß, Sie wollten mich nur auf die Probe stellen, ob ich Sie wahrhaft liebe."

Als mein Freund im Lesen an diese Stelle gelangt war, hielt er inne. Und er wiederholte flüsternd, als suchte er unter alten, sehr alten Erinnerungen: ...Ich kann mit meinem zerquälten armen Kopf nicht mehr klar denken ...

Ich schwieg. Er atmete tief und begann weiterzulesen:

„Und wenn es kein Scherz ist, auch dann kann ich Ihnen nicht böse sein. Meiden Sie unsere Stadt nicht! Ich werde mit meiner ganzen Kraft versuchen, Ihnen nicht zur Last zu sein. Aber ich möchte noch einmal mit Ihnen sprechen. Ich wäre sogar fähig, zu betteln, daß man Ihnen erlaubte, auf ein paar Tage heimzukommen. Meine Eltern sind nicht so grausam, wie Sie denken. Sie könnten Ihnen sicher verzeihen, weil sie mich sehr lieben. Ihre einzige Freude wäre, wenn sie mich glücklich sehen würden.

Aber nein, nein: es ist zu spät, hierüber zu reden. Sie mögen wissen, daß ich es Ihnen niemals, niemals verzeihen werde, mir eine solche Nacht bereitet zu haben! Ich war außer mir, vor Schmerz. Meine ganze Nacht war schlaflos, und ich weinte. Ich litt sehr, vielleicht haben auch Sie es gefühlt. Ich habe Sie so gerufen ...

Heute hielt ich es nicht mehr aus. Jetzt sitze ich in meinem Zimmer und habe alles geschrieben. Ich bin nicht mehr unter Aufsicht, aber wozu auch! Vor wem wäre ich zu behüten nach alledem? Obschon ich zuerst nicht antworten wollte und auch Marthe verloren habe, mich Ihnen zu erwähnen. Ich hätte nie geglaubt, daß ich einmal so leben würde! Ich weiß nicht, ob ich eine Antwort bekommen werde. Wenn Sie glauben, daß es mir neuere Schmerzen bereiten würde, schreiben Sie bitte nicht. Auch das wird eine Antwort sein. Wenn Sie aber schreiben, sagen Sie mir nur das eine, daß Sie mich noch lieben und nicht verlassen wollen. Schreiben Sie es mir oft! Immer! Auch wenn es nicht wahr ist. Ein wenig Lüge würde mein Leben erträglicher machen. Sie tun mir so leid. Ich möchte in Ihrer Nähe sein, um Sie zu trösten und noch einmal zu streicheln. Vielleicht würden wir dann auch die

häßlichen Tage vergessen. Jetzt, wo ich Ihnen noch schreiben darf und wir noch nicht für immer getrennt sind, schreibe ich Ihnen, daß ich Sie sehr liebe. Teri."

Ich weiß nicht, wie oft ich diesen Brief durchgelesen habe. Aber ich erinnere mich, daß ich den ganzen Nachmittag damit hinbrachte. Wir waren in vorweihnachtlicher Stimmung: die Front ruhte seit Tagen. Dieser Brief brachte mich ganz außer Fassung. Teri hatte mir ja beizzeiten geschrieben, daß sie jetzt die Verlobung lösen werde. Und ich bat sie dennoch, das noch ein wenig hinauszuschieben. Zugegeben, daß es unrecht von mir war. Aber für alles nur mich verantwortlich zu machen, dazu hatte ich keinen Mut. Anderseits war auch ich im Recht, denn ich hatte Teri Mayer keinen Grund zu diesem bitteren Abschiedsbrief gegeben. Ich schrieb ihr doch, daß sie nur so lange geduldig ausharren solle, bis ich heimkommen kann. Ich war zu allem bereit. Und ich sah nicht ein, wozu diese große Verzweiflung gut war. Sie mußte doch fühlen, daß sie früher oder später mein Weib werden würde. Sie liebte mich doch so! Oder begann sie vielleicht gerade deshalb schon an sich selbst zu zweifeln?

Vorerst antwortete ich nicht. Ich hätte auch nicht gewußt, was ich schreiben sollte. Bis zum Mai konnte von einem Urlaub nicht die Rede sein, und würde ich jetzt wieder davon angefangen haben, dann hätte sie vielleicht geglaubt, ich wolle sie hinhalten. Ich dachte auch daran, daß ich in einem Brief ihrem Vater alles erklärte und brieflich um ihre Hand bäte. Da aber trat Marthe dazwischen.

Denn natürlich schrieb auch sie. Ihr Brief war vier dichtbeschriebene Seiten lang, und mein treuester kleiner Kamerad versäumte nicht, mir zu sagen, ich sei ihre größte Enttäuschung.

„Wenn Sie dieses unglückliche Mädchen sehen würden! Ich hätte nie geglaubt, daß auch Sie nur so sind wie die übrigen. Nun haben Sie sie über zwei Jahre hingehalten. Sie Feigling!“

Darauf hatte ich wirklich gar nichts zu erwidern. Einen Tag vor

Weihnachten begann ich an Teri einen Brief zu schreiben, aber ich war am nächsten Tag noch nicht damit fertig. Ich wußte, daß sie mir von selbst nicht mehr schreiben würde. Und sie schrieb doch. Wie hätte sie mich auch an jenem Abend vergessen können, an dem jeder arme Soldat in Gedanken umarmt wurde von dem, der ihn liebte.

Am Heiligabend wurde in der Kommandantur ein großer Weihnachtsbaum aufgestellt. Hundert kleine Kerzchen brannten auf den Tannenzweigen, und unter jeder Kerze lag irgendeine heimatliche Erinnerung für die Offiziere. Ich erhielt zwei Briefe. Der eine war ein besorgter Gruß meiner Eltern und meiner beiden Schwestern. Der andere war von Teri. Er war schon am Tage zuvor angekommen, aber an diesem Nachmittag hatte der Oberstleutnant selbst die Post übernommen. Auf diese Weise wollte er seinen Offizieren für den Heiligabend ein wenig Freude bereiten.

Und abends standen wir alle um den Weihnachtsbaum. Der Oberstleutnant hielt eine kurze Ansprache, gedachte unserer Toten, unserer kämpfenden Heimat und unserer Leiden. Dann erhielt jeder sein kleines Geschenk. Zuletzt kam die Post an die Reihe. In Teris Brief war eine anspruchslose kleine Karte mit folgenden Zeilen:

„Ich kann nicht anders, ich muß am heutigen Abend an Sie denken. Wenn ich Sie aber gestört hätte, tragen Sie es mir nicht nach.“

Unterschrift: Keine.

Ich wandte mich ab und setzte mich in eine Ecke. Noch nie hatte ich so traurige Weihnachten erlebt!

Es war nahe an Mitternacht, als die Offiziere sich zerstreuten. Ich blieb allein mit dem Oberstleutnant. Eine kleine verrußte Petroleumlampe rauchte auf dem Feldtisch. Der Alte stellte sich vor mich hin: Was hast du eigentlich?

Ich weiß es nicht, Herr Oberstleutnant.

Na na! Was ist es denn? Natürlich nur, wenn du mir es sagen kannst. Er trat ans Bett und begann sich auszukleiden.

Ich blieb sitzen und begann zu sprechen. Ich mußte nicht lange aus-
holen: der Alte war über vieles orientiert mit Ausnahme der Ge-
schichte der letzten paar Wochen. Während ich sprach, hielt er plötzlich
mit dem Auskleiden inne. Erst hörte er neugierig zu. Als ich dort an-
gelangt war, daß Teri nach Klausenburg fuhr, weil sie mir nur so
schreiben konnte, drehte er an seinem Schnurrbart: Na, sie ist ein
soldatisches Mädel, das ist nicht zu leugnen ...

Als ich dann vortrug, wie sehr ich mich nicht entschließen konnte, da
jeder leichtsinnige Schritt schwere Folgen nach sich ziehen konnte,
zuckten seine Brauen in die Höhe: Das Leben ist kurz, man darf nicht
philosophieren! ...

Und als ich schließlich beim heutigen Abend den Schlußpunkt machte,
sprang der Alte auf und begann unerhört aufgebracht im Zimmer
auf und ab zu gehen und zu schnauben: Nun hör' einer, was du für
ein unverschämter Kerl bist!

Er blieb vor mir stehen, mit verschränkten Armen! Ich werde dich
sofort ohrfeigen, hörst du?

Ich versuchte ihm zu erklären, aber er schrie mich an: Kusch, Rohnase!
Habe ich dich deshalb hier bei mir?

Ich schwieg. Dem Alten tat es bereits leid, denn er schnaufte ein
paarmal, dann sagte er milder: Ich schäme mich, daß ich so einen
niederträchtigen Adjutanten habe! Mein Sohn, und er legte die
Hand auf die Schulter, die Philosophie tötet, Hauptsache ist der
soldatische Schwung! Dir kann ich ja verraten, daß das Regiment
in der zweiten Januarwoche an die italienische Front marschiert. Vor
dem Abmarsch gebe ich dir zwei Tage Urlaub, und du wirst dich
uns in Budapest wieder anschließen. Währenddessen fährst du heim
und bittest um die Hand des Mädchens. Über diese Sache bringst
du mir eine ordnungsgemäße Bestätigung. Verstanden?

Jawohl, Herr Oberstleutnant!

Es war mitten im Winter. Der Himmel war bleifarben wie ein ausgebreiteter Soldatenmantel. Um den Turm kreiften Krähen mit lautem Krächzen, und vom Marktplatz aus sah ich zur Eisbahn hinüber. Junge Paare liefen über die zugefrorene Decke.

Ich kam zur Mittagszeit an, lief in meine Wohnung und zog mich um. Am nächsten Abend mußte ich wieder fort, um gegen Mitternacht zu meinem Regiment zu stoßen, das ich mit dem Schnellzug vor Lemberg verlassen hatte. Ich schlug die Richtung zu Teris Haus ein.

Seither, seit ich an der Spitze meiner Kompagnie die Hauptstraße des Städtchens entlanggezogen war, hatte sich so vieles verändert! Es gab keine Familienzusammenkünfte und Hausbälle mehr, und wenn man auch hier und da den Versuch machte, hatte doch niemand so recht Lust, sich zu amüsieren. Die alten Offiziere waren schon nicht mehr beim Ersatzkader: sie prügelten sich auf den Schlachtfeldern, starben oder wurden zerstreut. Gott weiß wohin. Ich sah neue und ganz junge Fähnriche und Leutnants in den Straßen, zu denen ich keine Beziehung mehr hatte. Die alte Stimmung hatte sich verändert: alle waren des Krieges überdrüssig geworden. Die Menschen zogen sich in ihre Familien zurück, und es gab immer mehr Klagen. Vorerst noch ohne Auflehnung.

Ich näherte mich Teris Wohnung in ungewohnten Gedanken. Es waren schon fast drei Jahre her, als ich sie in eben derselben Straße zum ersten Male ansprach. Damals flehte sie fast: So ... so will ich es nicht! ... Was würden die Leute dazu sagen?

Was aber wird sie sagen, wenn sie mich jetzt erblickt? Daß ich käme, wußte sie bereits. Aber in welcher Stunde ich kommen würde, wußte sie nicht, weil ich das selbst erst im letzten Augenblick vom Kommandanten erfahren hatte. Und vielleicht wird sie gar nicht daheim sein? Sie war daheim. Im Vorzimmer machte das Dienstmädchen große

Augen als ich schellte: Bitte einzutreten. Die gnädige Frau ist im Speisezimmer.

Die gnädige Frau dürfte mich erwartet haben, wenn auch nicht pünktlich um diese Stunde. Als ich klopfte, erhob sie sich und kam mir entgegen. Nicht mit der alten Herzlichkeit, aber auch nicht unfreundlich. Ich glaube, es dürfte ihr an diesem Nachmittag so ziemlich gleichgültig gewesen sein, ob ich oder irgendein anderer Oberleutnant bei ihr eintrat.

Grüß Gott! Wann sind Sie eingetroffen?

Vor einer Stunde. Morgen abend fahre ich an die italienische Front. Nehmen Sie Platz.

Wir sprachen über gleichgültige Dinge. Sie erzählte, daß ihr Sohn lezthin zwei Wochen daheim war, aber schon wieder zu seiner Batterie zurückgereist sei. Ihr Mann sei in der Kanzlei, falls ich aber mit ihm reden wollte, würde sie ihm telephonieren.

Wir haben noch Zeit, gnädige Frau.

Ich hatte ein unangenehmes Gefühl, denn mein Empfang war nicht der beste. Wir saßen schon wenigstens eine halbe Stunde. Aus Teris Zimmer ratterte unentwegt die Nähmaschine. Sie wußte also noch nicht, daß ich im dritten Zimmer war. Die Situation wurde mir über.

Ist Teri daheim?

Sie sah mich an. Sie verstellte sich nicht länger: Nicht wahr, Sie standen die ganze Zeit über im Briefwechsel miteinander.

Ich wußte nichts zu erwidern. Aber die Mutter half mir aus der Verlegenheit: Meine Tochter hat mir alles erzählt.

Wenn Teri es gesagt hat, dann stimmt die Sache.

Sie erhob sich: Wenn Sie mit ihr sprechen wollen, dürfen Sie zu ihr hineingehen. Ich bitte Sie nur um das eine, regen Sie sie nicht zu sehr auf. Unser Haus hat durch Sie viel Bitterkeit erfahren.

Ich ging durch den Salon und blieb in Teris Zimmer stehen. Sie saß vor dem Fenster über die Maschine gebeugt und nähte. Weil die

Maschine surrte, hörte sie nicht, daß ich eingetreten war. Als ich sie grüßte, blickte sie sich um: Sieh nur, ein Oberleutnant!

Sie stand auf, fegte die Zwirnfäden von ihrem Kleid und probierte zu lächeln. Sie lächelte so, mit so viel süßem Kummer, wie die Septembersonne, wenn wir dem Sommer schon untreu geworden sind. Sie sind gekommen? Ich freue mich wirklich! Und sie gab mir die Hand. Nehmen Sie Platz.

So hatte sie mich noch nie empfangen. Aber das war schon das höchste, was sie mir geben konnte. Sie setzte sich auf das Sofa, ich nahm gegenüber Platz.

Wissen Sie, weshalb ich hier bin?

Aus Höflichkeit. Ich schrieb Ihnen, daß ich Sie noch einmal sehen möchte. Das waren Sie mir schuldig.

Sie senkte den Kopf nicht, auch ihre Augen blieben trocken. Sie redete vernünftig, wie jemand, der bereits lange über solch ein Zusammentreffen nachgedacht hat. Und während sie sprach, verließen mich ihre Augen nicht eine Minute lang. Sie sprach über alles mögliche, nur über unsere gemeinsame Sache nicht. Aber ich kam ihr zuvor: Ich bin gekommen ...

Damit Sie um meine Hand bitten, und sie faßte ihren lieben zerquälten Kopf in beide Hände. Ich weiß es ...

Großes Schweigen entstand. Jetzt sah ich sie unverwandt an, während sie mit sich kämpfte. Lange Minuten verstrichen. Ich stand auf: Ist das Ihre Antwort?

Sie hielt es nicht länger aus. Sie griff nach ihrem Taschentuch: Sie konnten mir diesen Brief schreiben ...

Sie begrub ihr Gesicht in den Händen. Ich kniete vor ihr hin und legte den Kopf in ihren Schoß. Einmal beugte auch sie sich zu mir nieder und streichelte mich. Wie eine Mutter ihren verlorenen Sohn: Alle haben mich verlassen ...

In diesem Moment trat ihre Mutter ein. Als wir sie bemerkten, stand

sie bereits neben uns. Ohne verwundert oder nur überrascht zu sein. Auch ich erhob mich. Teri sah sie durch ihre Tränen an: Er hat um mich angehalten, Mutter ... Was soll ich tun?

Ihre Mutter nickte nur wortlos. Und Teri Mayer vergaß in jenem Augenblick alles. Sie wurde wieder mein früherer Kamerad. Tränen brannten in ihren Augen, sie kam zu mir hin, faßte meinen Kopf in beide Hände und zog ihn zu sich nieder: Ich werde dem Herrn Oberleutnant noch viele Sorgen bereiten!

Als auch ihr Vater heimkam, hängte sie sich in mich ein und tanzte mit mir zu ihm hin: Vater, ich werde Frau Oberleutnant!

Der Alte gratulierte mir. Ich glaube, er war mir nie ernstlich böse gewesen. Er klopfte mir auf die Schulter: Gut, sehr gut. Aber jetzt wird es an der Zeit sein, ein wenig ernster zu werden.

Gegen Abend war ich mit Teri auf der Eisbahn. Sie hatte jene kleine Pelzmütze aufgesetzt, mit der ich sie das erstemal erblickte. Wir glitten Arm in Arm über das Eis, und viele näherten sich uns von den Bekannten. Der eine begrüßte mich nach meiner langen Abwesenheit, der andere versuchte auch schon vorsichtig zu gratulieren. Niemand wußte etwas, denn wir hatten uns so geeinigt, daß wir die Sache erst im Mai an die Öffentlichkeit bringen würden, wenn ich auf Urlaub kam, und dann wollten wir unsere Verlobung feiern. Auf der Eisbahn hatten auch an jenem Abend schon mehrere Verdacht. Aber solche Verdachte sind immer mit geheimen Glückschauern verbunden. Und ich war glücklich, weil ich Teri froh sah. Ihre Wangen waren gerötet, sie grüßte jedermann freundlich, und wenn wir aus dem Bereich der Bogenlampen dem äußersten Ende der Bahn entgegenflogen, neigte sie ihren Kopf an meinen Arm, und während ihr Kleidchen im Winde knatterte, erglänzten ihre Augen dankbar.

Wenn wir immer so bleiben könnten, Herr Oberleutnant!

Dieser unwillkürliche kleine Wunsch griff mir an das Herz. Sie hatte mir ja schon einmal gesagt: Ich will leben und froh sein!

Wie einsam sie jetzt war, die Arme! Ich wußte, daß sie mich, wenn ich jetzt fortging, in noch größerer Einsamkeit zurück erwarten würde. Bis dahin mußten vier Monate vergehen, und ich wollte für diese Zeit ein wenig für ihre Zerstreuung sorgen. Denn daß sie immer auf mich warten werde, daran konnte ich nicht mehr zweifeln. Und Teri Mayer ist mir auch treu geblieben bis zur heutigen Nacht ...

Als wir die Eisbahn zurückglitten, war ich mit meinem Plan bereits fertig. Ich hatte schon vorhin unter den Lampen mit einem Freunde geplaudert. Sein Name war — nehmen wir an — Bartha. Seinen wahren Namen vermeide ich, denn die Personen dieser kleinen Geschichte leben noch alle. Dieser Freund Bartha mochte vier bis fünf Jahre älter sein als ich; er war Oberbeamter einer hiesigen Aktiengesellschaft. In dieser Eigenschaft wurde er schon früher des Kriegsdienstes enthoben. Er war wirklich mein Freund: seit drei bis vier Jahren standen mir wenig Menschen so nahe wie er. Daß ich ihn fünf Monate später mit dem Stiefel das Gesicht zertrat und zum Krüppel schlug, hat er sich selbst zuzuschreiben. Seine Rolle wird kurz, aber um so schwerwiegender sein. Diesem Freunde Bartha hatte ich es später zu verdanken, daß ich so ins Unglück kam.

Ich glitt mit Teri zu ihm hin und sagte halb im Scherz: Ich hätte eine große Bitte an dich. Hoffentlich erfüllst du sie mir.

Unbedingt!

Ich muß morgen schon gehen, und ich bitte dich, sei für die Zeit, solange das Eis hält, Teris Ritter. Übernimmst du es?

Wenn Fräulein Teri nichts dagegen hat, mit der größten Freude.

Teri lächelte. Sie glaubte, ich wolle Spaß machen. Aber darum sah sie mich doch dankbar an: Der Herr Oberleutnant meint es doch nicht ernst. .. Vollkommen ernst!

Danke. Und was sagt Herr Bartha dazu?

Nun, vor allem gratuliere ich mir selbst. Zweitens gratuliere ich der Braut und dem Bräutigam ...

Teri erbehte, aber nicht übermäßig erschrocken: Pst! Kein Wort davon! Ich werde schweigen, Fräulein Teri, solange man mich nicht davon entbindet. Und da ich auch so Ihr verordneter Ritter bin, verspreche ich es auf mein ritterliches Wort!

Wie dieser Abend und der folgende Tag uns verging! Darüber zu grübeln, was nach der Hochzeit sein würde, war jetzt überflüssig. Im letzten Falle blieb das frühere Angebot des alten Herrn offen. Nach dem Abendbrot versöhnte sich auch die Mutter mit mir. Das ging nicht leicht. Die Flut der Vorwürfe währte eineinhalb Stunden. Und ich entgegnete auf jede schwere Anklage: Sie haben recht, gnädige Frau! ...

Wie glücklich Teri Mayer war, als ihre Mutter mir meine zahllosen Fehler vorwarf! Sie wußte, daß dieser große Zorn nicht so ernst gemeint war. Und ich wußte damals noch nicht, daß diese Versöhnung ihrer Mutter nicht ernst war.

Am nächsten Abend erschien ich in Felduniform bei ihnen. Teri richtete mir ein paar Kleinigkeiten für den Weg. Um neun Uhr begleitete sie mich an die Bahn, für dieselbe Zeit hatte ich auch meinen Freund Bartha hinbestellt, damit jemand da sei, der sie heimbegleitete. Es war ein milder Winterabend. Die Station war ausgestorben, und wir zwei gingen Arm in Arm auf dem Perron auf und ab. Teri achtete mit gescheiten Augen auf jedes meiner Worte, und als ich schließlich einsteigen mußte, kam sie mir sogar in das Abteil nach. Das Abteil war leer. Ein flackerndes Öllämpchen bruzelte im Halbdämmer. Ich begann zu scherzen: Nun, jetzt lasse ich das Fräulein nicht mehr hinaus, sondern entführe Sie.

Sie stand vor mir mit lachenden Augen. Und bot mir die Lippen: Jetzt ist's nicht mehr nötig. Aber im Mai kommen Sie heim, nicht wahr? Ich werde hier sein. Na, was ist denn?

Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht, und sie wandte sich ab.

Vielleicht sehe ich Sie nicht mehr wieder ...

Es kostete Zeit, bis ich sie beruhigen konnte. Ich nahm ihren Arm, half ihr beim Absteigen und verabschiedete mich auf dem Perron von meinem Kameraden Bartha: Bis Anfang Mai bist du für Teri verantwortlich.

Danke — und er gab mir die Hand.

Als der Schaffner pfiff, salutierte ich vom Trittbrett des Wagens. Teri winkte mir ängstlich nach ...

Am dritten Tage drang das Regiment zum Doberdo vor. Als die Mannschaft die zertrümmerte erste Linie erreichte und auch ich mit dem Oberstleutnant mein Quartier in einer engen Kaverne bezogen hatte, fragte mich der Alte: Wo ist die Bestätigung, he?

Ich griff in meine Brieftasche und übergab ihm das ordnungsgemäß ausgestellte Dienstschreiben. Der Alte setzte den Zwickel auf und hielt es brummend von sich ab:

„Ich beglaube hiermit amtlich, daß Herr Oberleutnant (hier folgte mein Name) gestern nachmittag infolge höheren Befehls um meine Hand angehalten hat. Indem ich dies zur Kenntnis nehme und bestätige, küsse ich gleichzeitig dem Herrn Oberstleutnant die Hände.

Teri Mayer.“

Der Oberstleutnant sah sich den Umschlag an: er war an ihn adressiert.

Nun, das Dienstschreiben ist zwar nicht vorschriftsmäßig formuliert, wird aber dennoch zur Kenntnis genommen und den Regimentsakten einverleibt.

Du hast es ihr doch nicht selbst diktiert?

Nein, Teri schrieb es allein.

Gut. Und das ist sicher besser, als wenn du es diktiert hättest.

Bis Anfang Mai habe ich wenig zu erzählen. Schlachten folgten. Furchtbare Schlachten. Welch eine Hölle das war, im Vergleich zu dem Krieg in Rußland! Wenn die Kanonen zu sausen begannen, erschönten die Berge, die Felsstücke durchschnitten brausend den Himmel.

die Menschen starben zu Hunderten, und wir zitterten atemlos in den Kavernen! Als über die zerrissenen Drahtverhaue mit erschrocken aufgesperrten Mündern und in Todesangst glohenden Augen die feindlichen Soldaten auf uns losrannten und wir ihnen mit Granaten und Revolvern entgegenstürmten und uns gegenseitig mordeten ... Es ist nicht gut, davon zu sprechen.

Kämpfe waren das. Furchtbare Kämpfe!

Inzwischen schrieb auch die kleine Marthe fleißig. In ihrem ersten Brief erhielt ich viele Vorwürfe, da ich sie das letztemal nicht aufgesucht hätte:

„Wenn ich Sie gekränkt habe, geschah es ohne meinen Willen. Aber Sie müssen wissen, daß ich damals sehr erbittert war. Hiermit bitte ich also den Herrn Oberleutnant feierlichst um Entschuldigung, und betrachten Sie mich auch weiterhin als Ihren besten Freund. Teri ist mein täglicher Gast, und jetzt pflegen wir zu dritt auf das Eis zu gehen. Vergessen Sie auch mich nicht ganz, und Ende Mai erhoffen wir Ihre Ankunft. Ich bin glücklich, weil auch Teri glücklich ist.“

Inzwischen kamen auch Teris liebe Grüße. Jetzt konnte sie ruhig schreiben. Und sie teilte mir jedes, auch das kleinste Ereignis mit. So wurde es März. Vom Ersatzkader kamen öfters Offiziere, und einige von ihnen flüsterten mir zu, daß Teri wieder einen ganzen Hofstaat habe. Ich nahm das nicht ernst, forderte ich sie doch selbst in jedem Briefe dazu auf. Aber später erfuhr ich noch anderes. Ein neu angekommener Fähnrich erzählte, daß mein Freund Bartha vergangene Woche um Teris Hand angehalten, Teri ihn jedoch aus dem Hause gewiesen habe.

Das überraschte mich. Aber ich wartete ruhig ab, was Teri oder die kleine Marthe schreiben würden. Ich wartete. Sie schrieben auch alle beide, aber über meinen Kameraden Bartha schwiegen sie. Du kannst dir vorstellen, was ich darauf antwortete! Teri erwiderte kurz, daß sie mich nicht beunruhigen wollte und mir nur deshalb diesen Fall

verschwiegen habe, der auch ihr unangenehm sei. Und von da an erwähnte sie nichts mehr davon. Daraus erwuchs ein kleines Mißverständnis. Meine Reizbarkeit war in den schrecklichen Wochen der Doberdofschlachten verzeihlich. Sie glaubte natürlich, daß ich auch hier so ruhig hinter der Front säße wie in Polen. Als ich ihr Vorwürfe machte, daß sie vielleicht Bartha mehr erlaubt habe als sich ziemte und er darum so unverschämt geworden sei, sandte sie mir eine kurze Karte, ich solle sie um Verzeihung bitten.

„Liebe Teri,“ schrieb ich ihr, „wenn ich im Mai heimkomme, werde ich Ihren gewesenen Ritter auf der Promenade mit der flachen Klinge bearbeiten ...“

Das schien sie zu erschrecken. Und auch ohne Entschuldigung meinerseits kamen ihre Nachrichten mit ihren unvergeßlichen Schriftzügen: „Wie ich sehe, ist der Herr Oberleutnant ungemein zornig. Wenn Sie ein anderes Mal etwas über mich wissen wollen, wenden Sie sich nicht an Fremde, sondern an Ihre Braut ... Ich bin so neugierig, was die Zukunft bringen wird! Letzthin hielt sich hier in der Stadt ein Wunderrabbi auf, fast wäre ich zu ihm gegangen, aber dann erschrak ich, er könnte mir irgendein Unglück weisagen. Wenn mich ein Unglück erreicht, dann soll es unerwartet kommen.“

Diese verschleierte Andeutungen gefielen mir gar nicht. Obwohl sie damals bereits ahnte, was ihr unvermeidliches Schicksal war. Dennoch benachrichtigte sie mich nicht. Sie wußte ja, daß ich nach einem Monat bei ihr sein würde: bis dahin wollte sie mich nicht beunruhigen. Und teils war wohl ihre Güte schuld daran, daß sie das Unglück ereilte. Und als sie dann zu mir noch im letzten Augenblick aufschrie, eilte ich atemlos zu ihr. Aber da war bereits alles zu spät. Sie, die Arme, schwieg, weil sie mir so sehr vertraute. Anfang April schrieb sie mir noch, daß sie kürzlich an einem Wohltätigkeitstee teilgenommen hätte, wo sie sehr viel Tombolakarten verkauft und einer ganzen Reihe von Offizieren den Rock vollgegossen habe. Aber nur

deshalb, weil alle Teekannen ein Loch hatten. Einige Tage später drohte sie mir scherzhaft, daß ich neuerdings über den endgültigen Zeitpunkt meines Urlaubs zu schweigen pflegte, daß ich aber achtgeben solle, denn wehe mir, wenn sie böse wird. „Wenn Sie heute in zwei Wochen nicht bei uns sind, dann —“. Hier unterbrach sie den Satz.

Ich begriff nicht. Wenn ich aber besser auf ihre Briefe geachtet hätte, hätte ich bemerken müssen, daß hinter ihrem ängstlichen Lachen, ihren scherzhaften Drohungen und ihrem bedrückten Schweigen die Anfänge einer Tragödie lauerten, die ihr zerquältes Köpfchen wieder verwirrten. Dennoch konnte sie es mir nicht schreiben. Das war unmöglich. Ich verstehe es. Bis Anfang Mai wartete und hoffte sie. Ich ermunterte sie oft, daß wir, wenn ich bei ihnen bin, die Verlobung feiern würden.

Aber es kam anders.

Gegen Ende April kam ein Offizier vom Ersatzkader und teilte mir vertraulich mit, daß Teris Haus häufig von einem jungen Forstadjunkten aufgesucht werde. Er hätte gehört, daß Teris Mutter sehr von ihm begeistert sei. Als spräche man zu mir im Traum! Teri Mayer hatte mir ja nie etwas von dem Adjunkten geschrieben. Auch Marthe erwähnte ihn nicht. Heute weiß ich bereits, daß beide nur um meine Ruhe besorgt waren. Ich wurde von beiden für die erste Maiwoche unbedingt erwartet: dann hätten sie mir das Ganze erklärt.

Ich schrieb an Teri einen strengen Brief. Ich warf ihr vor, daß sie mir kein Vertrauen entgegenbrächte und innerhalb sechs kurzer Wochen mir schon zum zweiten Male Dinge verschwiege, die ich voll Scham von andern erfahren muß. Sie entschuldigte sich nicht einmal mehr, die Arme. Nur rief sie mich flehentlich heim. Ich sandte ein Telegramm, daß ich in einer Woche daheim sein werde. Dieses Telegramm fing man auf und gab es ihr nicht.

Und ich konnte doch nicht heim.

Anfang Mai kam ein Tagesbefehl, daß es vorläufig keinen Urlaub gebe. Ich wußte, daß mich der Oberstleutnant dennoch fortließ, sobald mich der neue Adjutant ablöste. In diesem Sinne schrieb ich auch an Teri. Diesen Brief ließen sie wieder verschwinden.

Sie schrieb mir schon nicht mehr. Das fiel jedoch nicht auf. Die Feldpost blieb seit Tagen aus, und selbst wenn ich Nachricht erhalten hätte, wem wäre damals in den Sinn gekommen, an Teri Mayer zu denken! Wir prügelten uns Tag und Nacht, töteten einander ohne Stillstand. Diese Doberdöschlacht war vielleicht die blutigste des ganzen Krieges. Seit neun Tagen wankten sie vorwärts durch ein Feuermeer. Mit keuchenden Mündern und starrem Nacken wankten sie vor, die neuen Bataillone. Und wenn die Kartätschen der Feinde sie zurückwarfen, sprang der Oberstleutnant aus der Kaverne, und während er ohne Mühe mit offenem Hemd und zerrauften Haaren brüllte, drohte er den fliehenden Offizieren und Soldaten mit dem Revolver: Marsch, zurück! ... Vorwärts! ... Mir nach!

In einer kurzen Feuerpause erhielt ich von Marthe eine Postkarte: „Teri hat sich verlobt.“ Ich glaubte es nicht. Und selbst wenn ich es geglaubt hätte, wer scherte sich hier heute um seine Mutter, um seine Schwester, um seine treulose Geliebte! In jedem Augenblick kamen wimmernd die Granaten, und wenn sie auf die Kuppen der Felsengrate niederdonnerten, brausten zentnerschwere Steintrümmer kreisend gegen den Himmel. Schwarzer Rauch, rote Flammenzungen, bebende Hügelrücken, und ein prasselnder Himmel lag über allem, die Menschen krochen hier und auch drüben mit hervorquellenden Augen vorwärts, sprangen auf, liefen zurück, und stürzten sich dann mit schwingenden Beinen in den Tod. Die Welt war Feuer und Asche, zerriebene Hügel tanzten, und die Stämme der Wälder sahen uns schwarz und qualmend an. Es war ein fürchterlicher Monat. Es wurde Mitte Juni, als wir zuerst zu Atem kamen.

Mein Oberstleutnant erhielt damals den Oberstenrang. Er saß dort

mit bitterer Stirne vor der Mündung seiner Kaverne. Ich fiel in die Knie und begann, an meine toten Kameraden denkend, laut zu weinen. Seit langen Wochen kam an diesem Nachmittag die erste Feldpost. Und an diesem Tage dachte ich zum ersten Male wieder an alle jene, die mir ehemals nahestanden. Ich erhielt drei Briefe. Der erste kam von Teri. Es stand nur diese eine Zeile darin: „Ich danke für Ihre Liebe und verspreche, daß ich mich immer dankbar Ihrer erinnern werde.“ Keine Anrede, keine Unterschrift: nichts. Was war das?

Die kleine Marthe schrieb ausführlicher. Sie erzählte, wie sich Teri nun zum dritten Male verlobt hatte, und berührte flüchtig mehrere Dinge, bei deren Vernehmen ich erstarrte. Es war unglaublich, wie sehr man alles gegen mich ausgespielt hatte.

„Schicken Sie sich jetzt in das Unvermeidliche, Koloman, denn diese Dinge kann man nicht mehr gutmachen. Wenn Sie noch auf mich hören wollten, bitte ich Sie um das eine, achten Sie auf sich selbst, denn Teri ist sehr unglücklich und rechnet damit, daß Sie sie auch von jetzt an nicht verlassen werden.“

Ich sah mir das Datum der zwei Briefe an: sie waren vor zehn Tagen geschrieben worden in ein und derselben Stunde.

Der dritte Brief war eingeschrieben: Der kam von Leutnant Géza Mayer. Dieser war erst drei Tage alt. Es war der soldatischste, aber ich verstand wenigstens, was er meinte. Er teilte mir mit, daß die Hochzeit seiner Schwester auf nächsten Dienstag festgesetzt war. Er sei eben heimgekommen: Teri habe ihm alles erzählt, weil sie nunmehr zu ihm Vertrauen habe. Er forderte mich insofgedessen auf, da er den Eindruck habe, es seien hinter meinem Rücken große Gemeinheiten geschehen, ich möge sofort hingefahren, „selbst wenn es am Doberdo Feuerbeile regnet, bitte sehr, Herr Oberleutnant. Ob Du meine Schwester liebst oder nicht: ist diesmal gleichgültig. Aber ich halte Dich für einen anständigen Menschen, also mußt Du Dich erst rechtfertigen. Wenn Du nicht kommst, mache ich Dich verantwortlich. Meine

Schwester wird bis zum letzten Augenblick auf Dich warten.“ Der Schluß des Briefes verwirrte mich. Nun verstand ich gar nichts. Ich zeigte die drei Briefe dem Obersten.

Dein Stellvertreter ist vom Ersatzkader noch immer nicht eingetroffen. Ich glaube, nicht ganz ohne Absicht. Eine Unverschämtheit! Du mußt auf alle Fälle gehen. Aber in zehn Tagen hast du hier zu sein!

Danke!

Ich hatte noch dreieinhalb Tage bis zur Stunde der Hochzeit. Abends saß ich bereits in der Bahn. Die Zeit verging erschreckend rasch, und wir kamen kaum vorwärts. Dann wieder mußten wir an manchen Stationen stundenlang warten, weil vollgepfropfte Mannschafszüge an uns vorbeidonnerten in die Richtung der Front. Wozu viel Worte machen? In der nächsten Nacht war ich in Budapest, und gegen Morgen löste ich eine Fahrkarte für den Personenzug. Wenn wir pünktlich ankamen, hätte ich eine Stunde gewonnen. Darauf, daß ich von unterwegs wenigstens an Marthe hätte telegraphieren müssen, hatte ich ganz vergessen. Sie hätte es Teri sicher bestellt.

Nun, ich traf ein, aber mit dreieinhalb Stunden Verspätung.

Es war halb zwei, als ich auf dem altbekannten Bahnhof vom Zuge sprang. Auf dem Perron lief mir die kleine Marthe entgegen: O mein Gott ... Sie sind gekommen?

Was ist mit Teri?

Sie zeigte auf den gegenüber abfahrenden Budapester Schnellzug: Dort fahren sie ...

Ich blickte hin. Der Zug war schon in Bewegung, und als blitzte hinter dem Fenster des einen Abteils ein Taschentuch zu mir her. Ich sah dem Zuge starr nach: Es war doch nicht sie, die winkte? Sie war es ... schluchzte die kleine Marthe.

Sie stand vor mir in jenem Kleide, in dem sie vor kurzem noch Teri getröstet hatte als ihre Brautjungfer. Am anderen Ende des Perrons standen zehn bis fünfzehn Leute, die der Hochzeit beigewohnt hatten,

darunter auch Teris Eltern. Sie bemerkten mich. Marthe ergriff meine Hand: Kommen Sie mit mir, ich bitte Sie. Ich will kein derartiges Zusammentreffen!

Sie zog mich direkt nach sich durch den Wartesaal hindurch. Wir waren auf der Straße, und ich erinnere mich, daß die Sonne sengend brannte. Wir gingen auf die Schattenseite hinüber. Ich erinnere mich auch daran, daß auf dem Marktplatz nur eine einzige Droschke stand und der Hafersack über den Kopf der klapprigen Mähre gezogen war und sie, während sie fraß, mit dem Kopfe hochfuhr, worauf der Sack nach rückwärts und genau auf ihren Rücken fiel. Ich sah alles um mich mit besonderer Klarheit, als hätten mich ein bis zwei Bekannte verwundert begrüßt, aber ich dankte ihnen nicht. Ich erinnere mich auch an den starken Sonnenbrand, den scharfelinigen Schatten der Häuser und auf die einzelnen Steinplatten des Bürgersteiges noch so, und es war mir, als ginge ich in diesem Augenblick an Marthes Seite. Was sie aber redete, weiß ich noch heute nicht. Obwohl sie mit verzweifelterm Bemühen alles mögliche erklärte. So kamen wir bis zum Hauptplatz. Dort sagte ich zu ihr: Nehmen Sie es mir nicht übel, Liebe, aber ich verstehe von alledem kein Wort. In diesem Augenblick interessiert mich nur eins: ob Teri irgendwas für mich hinterlassen hat. Es schien, als würde mein treuester kleiner Kamerad ein wenig verlegen: Ja. Sie ließ Ihnen sagen ... Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll ... Ich glaube, sie war ein wenig verwirrt damals ... Es ist Ihre Pflicht, zu reden!

Sie sah mich nicht an: Sie läßt Ihnen sagen, daß sie zwei Tage lang auf Sie warten wird. Solange bleibt sie die Ihre. Hier ist die Adresse des Budapester Hotels. Folgen Sie ihr nicht, Koloman ...

Ich sah mir die Adresse an, küßte der kleinen Marthe die Hand. Ich eilte fast laufend in die Kaserne. Es verging eine halbe Stunde, ehe ich einen Chauffeur finden konnte.

Du bringst mich sofort nach Pest!

Haben Herr Oberleutnant Befehl dazu?

Halt's Maul, sonst haue ich dir eine in die Fresse!

In zehn Minuten war der Wagen fahrbereit. Der Motor sprang gerade an, als mich Géza Mayer von der Straße her laufend erreichte: Wohin, wohin?

Ich habe zu tun, sagte ich etwas unwirsch. Wünschst du etwas?

Ich wollte dich nur bitten, lasse jetzt meiner Schwester die Ruhe ...

Danke für den guten Rat. Servus! und ich gab ihm die Hand.

Das Auto glitt über den Hauptplatz, und wir begannen den Wettlauf mit dem Schnellzug. Ich versprach dem Chauffeur alles, wenn es uns gelänge, den Zug einzuholen. Nach eineinhalb Stunden sprang ich vor dem Bahnhof der ersten größeren Stadt ab. Als ich auf den Perron hinauslief, fuhr der Zug gerade im gleichen Augenblick ab. Der letzte Waggon mochte zwanzig Meter von mir entfernt sein. Ich warf mich wieder ins Auto. Von hier an macht die Landstraße einen großen Umweg, und einmal hatten wir auch einen Raddefekt. Es war halb zehn, als wir in Pest eintrafen. Ich suchte meine geraubte Braut beim Portier des Donauhotels. Der Portier übergab mir ein zerknittertes Papier: es waren ihre unvergeßlichen Schriftzüge, mit Bleistift hingeworfen. Sie teilte mir erregt mit, daß sie mich am Bahnhof erblickt habe und wisse, daß ich ihr folgte. Ihr Mann führe sie von hier weiter an den Balaton, er habe nur eben die bestellten Zimmer bezahlt. Anscheinend habe er Verdacht geschöpft. Ich solle sie nicht verlassen und ihr folgen!

Ich verfolgte sie weiter. Um halb zwei Uhr nachmittags war ich hier auf dieser Terrasse, wo wir beide jetzt sitzen. Aber ich konnte sie nicht finden. Ich durchflog die Fremdenlisten der übrigen Hotels: nirgends eine Spur. Die erste Nacht verstrich, ich gab die Verfolgung trotzdem nicht auf. Ich fuhr um den ganzen Balaton: so verstrich eine Woche. Und nach einer Woche stand ich wieder hier an der Stelle, wo ich sie für immer aus den Augen verloren hatte.

Da war ich schon ruhiger geworden. Ich reiste in das Städtchen zurück, traf abends einige meiner Offizierskameraden, und wir begannen zu feiern. Nach der Sperrstunde brach ich mit den Zigeunern auf und wollte eine Serenade geben. Nur wußte ich nicht, wem. Teri Mayers Fenster öffnete sich nicht mehr, und was sollte ich nun mit dem Lied, das sie so oft gehört hatte? Der Herr schlief, und das Töchterchen war nicht daheim.

Und es wurde doch eine Serenade. Ich gab sie meinem Freunde Bartha. Während die Morés unter seinen Fenstern zu zirpen begannen und die Offiziere einander mit den Flaschen zutranken, trat ich seine Tür ein, und als er aus dem Bett sprang, hieb ich ihm mit dem Säbel über den Kopf. Er stürzte nieder. Dann begann ich auf ihn loszuhauen, aber mit der Schneide. Das Blut strömte aus ihm, und er wimmerte halb bewußtlos. Als die Offiziere mir nachstürzten, trat ich ihn mit meinen Stiefelsohlen ins Gesicht. Sie konnten mich kaum mit Gewalt von ihm fortbringen.

Ich hatte in dem Städtchen nichts mehr zu suchen. Bevor ich es aber für immer verließ, wollte ich noch einiges in Erfahrung bringen. Ich besuchte die kleine Marthe. An diesem Tage war ich zum letzten Male bei ihr.

Es war spät am Nachmittag: die Akazien warfen lange Schatten. Sie erwartete mich: Was haben Sie in der Nacht getan! Es wird schon überall davon geredet.

Das Geringste, das ich tun konnte. Aber seien Sie ruhig, ich werde auch mit den übrigen abrechnen.

Jetzt noch? Wozu? Man muß sich darein schicken.

Wie ist es geschehen?

Ich setzte mich neben meinen treuesten kleinen Kameraden, und sie begann zu sprechen. Ich erfuhr viele Dinge, von denen ich früher keine Ahnung gehabt hatte.

Mein Freund Bartha hatte sich in Teri verliebt. Das wunderte mich nicht weiter, denn wer hätte sie nicht lieben müssen von allen, die in ihre Nähe kamen! Und er hielt kaum einen Monat später um ihre Hand an. Teri wies ihn zurück. Bartha jedoch war ein tapferer Mensch. Er wußte, daß ich ihn vorläufig nicht zur Rechenschaft ziehen konnte, und als ihm Teri mein großes Vertrauen vorwarf, das er so sehr mißbraucht hatte, überraschte sie Bartha damit, daß Teri nicht auf mich rechnen solle, da ich sie ja doch nicht heiraten würde. Er hätte von mir öfters gehört, daß ich mit Teri Mayer ganz andere Dinge vorhabe. Teri verbot ihm damals das Haus und lief erschrocken zu Marthe, um zu überlegen, was nun zu tun sei? Denn sie ahnte, daß die Sache eine Fortsetzung haben werde. Nach langer Beratung einigten sie sich dahin, daß sie vorläufig warten würden.

Und die Sache hatte wirklich eine Fortsetzung.

Ich hätte nie geglaubt, daß mein Freund Bartha ein so gemeiner Kerl sein könne! Weshalb er das mit mir getan hat, weiß ich nicht, aber es ist heute auch nicht mehr wichtig. Jene Kunde ging weiter

und gelangte auch zu Teris Mutter. Seit dem vorjährigen Mai, als sie mich auf der Straße aufgefordert hatte, ich solle mich mit ihrer Tochter verloben, glaubte sie mir nicht mehr. Im Januar, als ich um Teri anhielt, war sie versöhnt. Aber nur zum Schein. Und jetzt war die Gelegenheit zum endgültigen Bruch vorhanden.

Daß Teris Mutter einer solchen Annahme Glauben schenkte, überraschte mich nicht. Im letzten Jahre war ja der Schein so oft gegen mich gewesen.

Als ihr jene Nachricht zu Ohren gekommen war, ließ sie Bartha zu sich bitten und zog ihn in Teris Gegenwart zur Rechenschaft. Mein Freund Bartha behauptete nun auch vor ihr steif und fest, daß ich ihm mehr als einmal gesagt habe: es käme mir gar nicht in den Sinn, Teri Mayer zu heiraten.

Teri weinte: Er lügt! Er lügt!

Und sie ließ am gleichen Tage verzweifelt die kleine Marthe zu sich bitten: Mein lieber kleiner Kamerad! Mutter hat mir ins Gesicht gesagt, daß mich Koloman zu seiner Geliebten machen wolle! Sage, was soll ich tun?

Sie glaubte ja bis zum letzten Augenblick an mich und wartete auf meine Wiederkehr. Diese Frage bezog sich nur darauf, auf welche Weise man mir dies mitteilen könne. Daß sie selbst es schrieb, war unmöglich. Und wenn sie sich dennoch zu einem solchen Brief hätte überwinden können, wäre das nur ein Zeichen gewesen, daß sie solche Unehre mir tatsächlich zumuten konnte. Teri Mayers Situation war unerträglich.

Und während sich alles gegen mich verschwor, wußte ich an der Front draußen von gar nichts. Als das Frühjahr kam, wagte es Teri Mayer schon nicht mehr, auf die Straße zu treten, weil sie bereits in aller Mund war. Schließlich bat sie ihre Mutter, sie möge diesem Zustand endlich ein Ende bereiten. Ihre Mutter antwortete, sie hätte mir bereits geschrieben. Diesen Brief habe ich nie erhalten, konnte ihn also

auch nicht beantworten. Ihre Mutter hatte Teri Mayer nicht die Wahrheit gesagt.

So vergingen mehrere Wochen. Ich hätte Anfang Mai Urlaub erhalten sollen, und Teri Mayer erwartete hiervon ihre Befreiung. Als ich sie dann aufgebracht verständigte, daß vorläufig niemand Urlaub erhalte, weil wir vor großen Schlachten stünden, knickte sie plötzlich zusammen. Was mochte sie bei sich gedacht haben! Sie war ja schließlich auch nur ein Mensch. Von ihrer Mutter wußte sie nur, daß ich auf den Brief hin keinerlei Aufklärung gegeben habe. Und jetzt eilte ich nicht zu ihr. Auch sie mochte mitunter vom Verdacht übermannt werden.

In dieser Zeit tauchte der Forstadjunkt auf, der kaum sechs Wochen später ihr Gatte wurde. Die arme Teri hatte mir mehr als einmal gesagt, daß sie gegen den Willen ihrer Eltern nicht einmal mein Weib werden könne. Sie war ein folgsames Geschöpf, und ihre Mutter begann nunmehr hierauf zu bauen. Als sie trotzte, folgten Tränen und Vorwürfe. Die Mutter trommelte alle Verwandten zusammen. Die Verwandten nahmen Teri einzeln unter vier Augen ins Gebet. Und sie wagte mir noch immer nicht zu schreiben, weil sie daran glaubte, ich würde plötzlich auftauchen. Ich aber schrieb nicht, weil wir in jenen Wochen Tag und Nacht im Feuer standen und die Soldaten des Bataillons haufenweise in den Tod gingen. Einmal benachrichtigte ich sie zwar in ein paar Zeilen, daß ich sofort, wenn mein stellvertretender Adjutant eintrifft, reisen würde. Dieser Brief wurde vor ihr versteckt und sogar gegen mich verwendet. Heute liegt all dies vier Jahre zurück. Wenn ich aber daran denke, was Teri Mayer in diesen Wochen zu leiden hatte, wieviel Qual ihr armes kleines Köpfchen erhielt, ergreift mich tiefe Rührung, und ich durchlebe mit tiefem Kummer wieder ihre damaligen Leiden.

Nur als sie nicht mehr weiter konnte, dann erst gab sie ihrer Mutter nach. Ihr Vater, so glaube ich, spielte auch jetzt kaum eine aktive

Rolle. Er war ein guter Mensch, und Weibertränen brachten ihn bald zur Strecke. Drei Wochen später wurde auch der Tag der Hochzeit festgesetzt. Teri wartete noch immer. Und ich schrieb noch immer nicht. Aus der Zeitung konnte sie ersehen, daß die Generalstabsmeldungen von schrecklichen Schlachten erzählten. Aber woher sollte sie wissen, daß ich damals schon die vierte Woche keuchend und halb von Sinnen auf den Doberdofelsen kämpfte!

Zwei Wochen vor der Trauung sandte sie mir diese letzte Zeile: „Ich danke für Ihre Liebe und verspreche, daß ich mich Ihrer immer dankbar erinnern werde.“

Um diese Zeit bekam es auch die kleine Marthe mit der Angst zu tun. Von ihr erfuhr ich dann in großen Zügen, daß es brannte. Aber es vergingen zehn Tage, ehe ich die beiden Briefe erhielt. Erst dann kam von daheim die erste Post. Nach den großen Kämpfen war das unser erster Ruhetag. Teri Mayer trennten nur mehr zwei Wochen von der Trauung, und von mir kam keine Antwort. Da erschien unerwartet ihr Bruder. Und jetzt, wo alle sie verließen, wandte sie sich an ihn. Géza Mayer kam heim, und da er nicht wußte, was im Hause geschehen war, nahm er Teri ins Gebet. Teri schluchzte ihm das Ganze vor, und ihr Bruder hatte bereits seinen Plan: Irgend etwas gefällt mir nicht, Schwester. Entweder stimmt es bei Koloman nicht, oder es sind andere Gemeinheiten im Zuge. Warte nur, ich bin gleich wieder hier. Und er eilte auf die Kommandantur des Ersatzladers. Dort erkundete er noch am selben Tage, daß der neue Adjutant, der mich hätte ablösen sollen, absichtlich beim Rader zurückbehalten wurde. Auch erfuhr er, daß seine Mutter den Kommandanten flehend darum gebeten hatte. Daß ich aber meinen Nachfolger nun schon die dritte Woche voll Ungeduld erwartete, wußte weder Géza Mayer noch seine Schwester. Als Géza Mayer mit der Neuigkeit ankam, stockte Teri der Atem: Das ist ja fürchterlich! Um Gottes willen, was sollen wir tun? Ihr Bruder begann sie zu beruhigen: Nur Geduld, Schwesterchen.

Schriftlichen Beweis habe ich nicht in Händen, denn der Adjutant des Ersatzkaders sprach nur so im allgemeinen vor mir von dieser Möglichkeit. Vielleicht weiß auch Koloman über all diese Dinge Bescheid! Ich werde ihm sofort schreiben ...

Daraufhin erhielt ich Géza Mayers Brief.

Ich fuhr sofort los. Es war verhängnisvoll, daß ich kein Telegramm sandte. Niemand wußte, daß ich kam. Teri wartete bis zum letzten Augenblick. Am Nachmittag des vorhergehenden Tages lief sie noch einmal zu Marthe hinüber, um von unserm liebsten Kameraden Abschied zu nehmen. Sie lächelte, immer lächelte sie, aber ihre Augen waren so fremd, daß Marthe erschrak. Sie sprach kaum ein Wort. Einmal stand sie auf, ging mit unsicheren Schritten zum Klavier und spielte das von ihr so sehr geliebte Volkslied:

Vernahmst du meines Schicksals

Traurige Mär ...

Sie sumimte traurig auch den Text dazu. Dann stand sie auf und umarmte Marthe: Morgen sehen wir uns noch.

Die kleine Marthe war ihre Brautjungfer. Es wurde zehn Uhr vormittags am nächsten Tage: man begann die Braut anzukleiden. Sie war wie ein lebendiger Toter. Noch immer erwartete sie mich. Sie flüsterte Marthe zu, daß sie, wenn ich käme, Vater und Mutter verlassen wolle, um mit mir zu gehen.

Ich kam zu spät.

Marthe begleitete sie auch auf die Bahn. Beim Abschied lächelte sie noch einmal, aber wieder so seltsam, daß Marthe erschrak. Ihr Zug war im Abfahren, als ich von meinem Waggon absprang. Sie bemerkte mich und winkte mir noch mit dem Taschentuch.

Als Marthe all dies erzählt hatte, dämmerte es bereits. Die Fensterzeilen des gegenüberliegenden Hauses leuchteten in goldigem Glanz, und mein treuer kleiner Kamerad atmete tief auf: Ich habe nichts weiter zu erzählen, Koloman. Wohin werden Sie jetzt gehen?

An die Front. Ich habe noch sechs Tage, aber was sollte ich mit ihnen anfangen? Ich reise noch heute abend zurück. Mit mir habe ich schon abgerechnet, aber mit Teris Mutter habe ich noch zu reden. Sie wird noch lange an mich denken.

Marthe versuchte sie zu entschuldigen: Glauben Sie mir, sie ist keine schlechte Frau. Ihr ging nur das eine nicht in den Kopf, daß ihre Tochter nun schon über neunzehn Jahre alt war, deshalb sorgte sie sich. In diesem Alter war sie schon verheiratet. Das erwähnte sie immer wieder.

Ich stand auf: Ich weiß nicht, ob wir uns wiedersehen werden. Küßten Sie mich, Marthe!

Sie umarmte und küßte mich: Nicht wahr, Sie werden manchmal schreiben?

Ja... manchmal. Auch Sie sollen mich nicht vergessen. Wenn Sie schreiben, wird es mich immer freuen. Aber von ihr schreiben Sie nicht.

Es dämmerte. Ich war auf der Straße. Ich hatte in dem Städtchen nichts mehr zu suchen. Ich ging durch die Straßen, ziellos. Mit einem Male fand ich mich vor Teris Haus. Das Tor war geschlossen. Ich schellte.

Das Dienstmädchen öffnete mir: Wen suchen Sie, Herr Oberleutnant? Ist jemand daheim?

Niemand, bitte. Sie verreisten heute vormittag. Wir wissen nicht einmal, wann sie wiederkommen.

Ist auch der Herr Leutnant fort?

Auch er. Haben Herr Oberleutnant etwas zu bestellen?

Ja. Wenn Fräulein Teri einmal heimkommt, sagen Sie ihr, daß ich heute nachmittag hier war und sie suchte. Aber sagen Sie es ihr so, daß es niemand hört.

Ich sage es ihr, Herr Oberleutnant.

Ich ging weiter in der Richtung der Wiesen. Eine breite Rasenfläche

lief neben ihrem Garten hin, und dort, vor dem Heckenzaun, blieb ich, auf meinen Säbel gestützt, stehen. Aus der Richtung von Eger kam bläuliche Dämmerung, und von Késmark wehte ein weicher Wind. Die Gipfel der Berge brannten in gelbem Licht. Ich stand dort und lauschte in den Garten. Der Wind strich durch die Fichten, und die dunklen Bäume begannen wie eine Harfe zu klingen. Ich lauschte, aber ich hatte keine Gedanken. Auf dem Rasen klang kein silbernes Lachen mehr, nur der Fichtenwald rauschte. Und wie der Wind stärker wurde, klang auch die Harfe der Fichten wilder und lauter. Wie oft hatten wir früher diese brausenden Orgeltöne vernommen! Dann ergriff uns immer eine ferne, unbekannte Sehnsucht, und wir gingen in wortloser Trauer nebeneinander her. Jetzt, als ich dort stand, suchten mich noch ein oder zwei gemeinsame Erinnerungen auf, aber ich war allein. Die Fichten rauschten, und in diesem Rauschen fiel milder Friede auf mein Herz. Es war schon kein Zorn mehr in mir, gegen niemand.

Ich beschloß, mich darein zu schicken.



er Balaton sang. Gegenüber, am andern Ufer erloschen Füreds Lampen. Die Wolken machten sich irgendwohin auf den Weg und verloren sich irgendwohin, der Mond aber schaukelte mit trauriger Anmut, doch weit, weit oben. Violette Schatten schwiegen über der Gegend. Es

war Schweigen. Tiefes Schweigen.

Mein Freund starrte eine Zeitlang gedankenvoll vor sich hin. Als kämpfte er mit alten, sehr alten Erinnerungen. Und als er seinen Kopf höher hob, sah ich, daß er bleich war: Nun wirst du es niederschreiben? So wie du es bisher erzählt hast, unmöglich!

Weshalb?

Weil es mehr als ein Verbrechen ist, was mit Teri Mayer geschah. Es ist höchste Unmoral. Ich könnte es nicht begründen, weshalb sie so unglücklich werden mußte. Denn ich glaube, daß sie unglücklich geworden ist. Im Leben darf vielerlei passieren: der Dichter darf niemals ungerecht sein ...

Er unterbrach mich: Das ist der Fehler bei euch. Man müßte jeden Roman aus dem Leben schöpfen.

Möglich. Aber das genügt nicht. Im Leben können tausenderlei Zufälle vorkommen. Der Dichter darf nicht auf Zufälle bauen. Im besten Fall wäre es so, daß man ihm nicht glaubte.

Er antwortete nicht gleich. Erst stießen wir an, und dann sah er nach der Uhr.

Es ist viertel nach zwölf. Ich habe noch eine Stunde übrig. Soll ich fortsetzen?

Freilich. Ich hoffe, daß auf diese Weise doch noch etwas daraus werden kann. Vermute ich richtig, dann wird Teri Mayer in einer Stunde hier sein ...

Er sah mich entgeistert an: Wer sagte es dir?

Niemand. Ich nehme nur an. Wozu würdest du sonst hier nächtlicherweife wachen? Vor vier Jahren ließt du ihr bis hierher nach und

hatteſt hier ihre Spur verloren. Es kann nur ihre Idee ſein, daß ſie
jezt dir nachläuft, ebenfalls bis hierher.

So iſt es, und er nickte langſam. Aber in dieſen vier Jahren hat ſich
noch viel ereignet. Darüber will ich jezt erzählen.



arst du schon in Tirol? Nicht in seinen Badesorten und milden Tälern, wo schon Ende Februar die Rosen zu treiben beginnen, sondern auf den Berggipfeln, droben über den Wolken. Wo uns auch die verkrüppelten Bergfichten

schon allmählich verlassen und kein Leben mehr ist, nur Schnee und schwarze Felsen und ein Schweigen, daß uns davon Tage hindurch die Ohren sausen. Es ist wie in der andern Welt.

Gegen Ende August lag das Bataillon seit zwei Monaten zwischen den südlichen Graten der Tiroler Berge. Es ist das die Kette der Dolomiten, die in der Sonne weiß sprüht, und von der man schon in die blauen Ebenen Italiens hinübersehen kann. Uns gegenüber, in so fünf bis sechs Kilometer Entfernung lag der Feind in den jenseitigen Schluchten des schwindelnden Tales. Und während weit, weit gegen Südost in der Gegend der Piave irgendwo Nacht für Nacht die Kanonen donnerten, standen wir einander friedlich gegenüber. Nicht einmal verteidigen mußten wir uns. Denn wer einen Angriff wagte, ging bis zum letzten Mann verloren zwischen den unergründlichen Felsen. Das währte so über zwei Monate. Als ich nämlich zu meinem Bataillon zurückkehrte, sandte man mich nicht mehr auf den Doberdo, sondern in die Dolomiten. Wir hatten kaum etwas zu tun. Vormittags untersuchten wir die höhlenförmig angelegten Laufgräben, nach Tisch lasen wir Zeitungen oder Bücher. In jenen Tagen las ich sehr viel. Es war das meine einzige Beschäftigung.

Ich wurde natürlich wieder zu meinem alten Obersten eingeteilt. Der Alte fragte mich nicht, aber ich erzählte ihm alles. Von da an war er mir gegenüber von noch größerer Aufmerksamkeit.

Ich war daran, daß ich allmählich zu vergessen versuchte: ich konnte die Vergangenheit ja doch nicht mehr lebendig machen. Wozu soll ich es leugnen? Ich wollte vergessen, dennoch aber suchte mich — besonders an den Abenden — Teris liebes Antlitz auf. Jeden Abend

nahm ich von neuem Abschied von diesem traurigen Augenpaar, aber ich konnte mir diese Erinnerung dennoch nicht aus der Seele reißen. Mein Herz schwieg. Und doch... Immer wenn ich an sie dachte, überkamen mich traurige Gefühle.

Die kleine Marthe schrieb noch ein- oder zweimal. Da ich ihr aber nicht antwortete, verstummte sie und fiel von mir ab. Ich wollte mich von allem trennen, was mich an Teri erinnern konnte. An den Abenden saß ich mit dem Obersten vor dem Laufgraben. Wir plauderten miteinander und schwiegen lange Pausen hindurch.

Diese Spätsommernächte in den Dolomiten!

Nach neun Uhr kriecht der Mond hinter den himmelstürmenden Kuppen der drei Zinnen hervor und übersprüht die toten Gipfel mit seinem rötlichen Licht. Unter uns, aber ganz, ganz unten, wogen leuchtend die Wolken, und der Schatten mancher Bergriesen fällt in Kilometerlänge auf das Wolkenmeer, und phantastische Formen heben ihr Haupt aus dem fürchterlichen Dunkel. Die Wolken sind wie ein schäumendes Meer, ein Meer von lautloser Stille. Die Gipfel starren uns an wie vor hunderttausend Jahren verlassene, vorweltliche Inseln. Die krause Stirn des Ortler sieht von vielleicht fünfzig Meilen Entfernung reglos herüber, die Bregenzer Alpen glänzen aus der unermesslichen Ferne wie durchsichtige Glaskuppen, und noch weiter liegt wie Nebelstreifen das Gebirge von Innsbruck. Aber das ist vielleicht gar nicht Wirklichkeit. Und auch darüber hinaus sprüht die Himmelsgrenze immerwährend, als zuckten Blitze auf. Aber dieses Sprühen ist lautlos. Der Himmel ist schwarz wie Samt, und von dieser dichten Samtdecke leuchten überirdisch glänzende Sterne herab... es ist Schweigen... Wenn jemand hinter dem dritten, vierten Bataillon abwärts steigt, ist das Knirschen des Schnees deutlich vernehmbar. Und wie die Nächte vergehen und die Kälte zunimmt, hört man aus der Richtung der Piave immer dichteren Kanonendonner... Nie werde ich die Tiroler Nächte vergessen!

Unterdessen begannen wir uns auf den fünften Winterkrieg vorzubereiten. Die Verpflegung wurde allmählich unerträglich, die Leute begannen offen zu murren. Zwar lasen wir Zeitungen, aber begraben in den Höhlen der Bergriesen, konnten wir nicht wissen, was draussen vorging. Die Offiziere stiegen manchmal in die Täler hinab. Sie reisten dienstlich nach Trient, mitunter sogar bis Bozen.

Meist brachten sie dann schlechte Nachrichten. Wir ahnten, daß es nicht mehr lange dauern könne. Und wie die Nebel unter uns immer dichter wurden, schlüpfte manchmal sogar der Oberst in seinen Pelz. Und er brummte nur: Man müßte heimkehren ...

Fern, sehr fern waren mir die Erinnerungen des Frühlings. Es war, als wenn ich Teri Mayer vor Jahren zuletzt gesehen hätte. Ich war ein Rad, das aus dem Weltgetriebe gefallen war, und hatte für nichts mehr Interesse. Von daheim wußte ich nur so viel, daß sich meine ältere Schwester verlobt hatte.

Auf den Berggipfeln trat die kalte Jahreszeit ein, aber in den Tälern war noch frühlinggleicher Spätherbst. Das hörte ich von den Offizieren, die unten waren. Ich ging nicht ein einziges Mal hinunter. Ich wollte keine Menschen sehen, die vielleicht noch Freude an der Sonne hatten.

Aber eines Tages kam ein Oberleutnant mit einer Nachricht, die mich für lange Zeit verwirrte. Er hatte in irgendeinem Auftrag Bozen besucht, und als er zurückkehrte, eilte er zu mir. Er erzählte, er habe Teri gesehen. Er ging gerade in die Richtung nach Gries über die Talferbrücke, und als er zufällig aufblickte, bemerkte er Teri an das Brückengeländer gelehnt. Sie stand dort in einem karierten Reiseanzug mit runder Pelzmütze auf dem Kopf, und während ihr Mann Ansichtskarten einhandelte, stand sie dort über das Geländer der Brücke gebeugt und starrte in den brausenden Wildbach. Ihre Gedanken mochten weit, sehr weit entfernt sein. Sie blickte zufällig auf, und als sie meinen Kameraden erblickte und erkannte, daß er zu meinem

Bataillon gehörig sei, schrak sie zusammen. Der Oberleutnant grüßte sie, Teri lächelte zu ihm auf, furchtsam, und wandte sich ab. Sie betrachtete wieder das Wasser. Mein Kamerad drehte sich später um und sah noch, wie Teri mit ihrem Mann eilig über die Brücke ging. Dann verschwand sie.

Diese Nachricht machte mich ruhelos. Teri war also noch mit ihrem Manne unterwegs und mochte ahnen, daß auch ich irgendwo in der Nähe war. Deshalb erbebte sie im ersten Moment. Und eilte fort und verschwand zum zweiten Male. Sie fürchtete vielleicht auch mit mir zusammenzutreffen. Diese Szene, wie sie stand und ins Wasser starrte, konnte ich mir tagelang nicht aus dem Kopf schlagen.

Aber auch dieses Gefühl ließ nach, weil alles einmal vergeht. Es begannen uns andere Dinge zu beschäftigen. Seit mehreren Nächten weckte uns aus der Richtung der Piave schrecklicher Kanonendonner, und diese Kanonen donnerten immer wilder aus dem Trienter Tal herauf. Bei uns war Stille, aber unsere Unruhe wuchs. Denn das wirre Dröhnen der Kanonen begann sich von der Piave gegen rechts, vom Trienter Tal aber gegen links zu verschieben, und zwar mit ungewöhnlicher Schnelligkeit. Der Oberst schnupperte in die Luft: Ich glaube, es gibt Unannehmlichkeiten ...

Noch am gleichen Nachmittag glitt die Nachricht von Kompagnie zu Kompagnie, daß wir von rechts und von links aufgerieben worden seien und bis zum letzten Mann alle umzingelt sind. Wir sahen uns bitter in die Augen. Der Oberst ließ die Kanonen sprengen, die Gewehre in einem Haufen zusammentragen und befahl uns, die Berge zu verlassen.

Noch einmal in Reih und Glied, Kinder. . .

Es war Anfang November. Als wir in die Bergschlucht einbogen, war überall Kot und Kälte, und der Nebel fiel. Es ist fürchterlich, an jenen Marsch zu denken! Es dauerte zwei Tage und zwei Nächte, bis wir irgendwie zum Tal von Trient gelangten. Dort erwarteten

uns behelmte englische und italienische Soldaten mit dem Bajonett. Wir waren gefangen.

Von diesen kotigen Novembertagen an kam ein Jahr für uns alle. Es war ein schweres Jahr, ich will dich nicht damit langweilen. Erst behandelte man uns schlecht, aber zum Frühjahr besserte sich unser Schicksal. Man brachte uns gleich in das Lager nach Cassino. Ich blieb auch die ganze Zeit über dort. Von meinem Obersten wurde ich getrennt: er mußte noch weiter nach Süden.

Wir überdauerten irgendwie den Winter, und dann kam der italienische Frühling. Ich wurde in einer Offiziersbaracke untergebracht und schickte mich in meine Lage. Nur das eine bereitete mir Sorge, daß ich von daheim keine Nachricht hatte. Aber auch das währte nicht ewig. Im Mai erhielt ich einige Postkarten und Geld von meiner älteren Schwester und ihrem Manne. Sie hielten sich in Wien auf, da sie dorthin flüchten mußten. Von ihnen erfuhr ich kurz, daß meine Eltern gezwungen waren, vor dem damaligen ungarischen Heer bis an die galizische Grenze zu fliehen. Denn es herrschten damals im zerstückelten kleinen Ungarn fürchterliche Zustände! Mein Herz krampfte sich zusammen wegen dieser Nachrichten, und ich dachte öfters an meinen Vater, der auf seine alten Jahre sein Haus und seine Erde verlassen mußte, um in die Fremde zu fliehen. Es kamen schlechte Nachrichten an uns alle. Wir lasen auch italienische Zeitungen und wußten, was daheim vorging. Damals las ich in eingeschmuggelten ungarischen Zeitungen einige deiner humoristischen Skizzen. Wir lachten herzlich darüber und waren dir für diese Minuten dankbar.

Ein Wirrsal erfolgte in den uns umgebenden neun Staaten dem andern, und deshalb erhielt ich mitunter wochenlang keine Nachricht von den Meinen. Erst im August wurden wir etwas ruhiger. Es kamen telegraphische Meldungen aus Wien und Rom, daß die vier Monate lange fürchterliche Zeit unserer armen kleinen Heimat nun überstanden sei. Wir freuten uns und warteten nun mit klopfendem

Herzen auf die Befreiung. Denn man ermunterte uns oftmals, aber unser Aufbruch verzögerte sich immer.

Die Offiziere der Bewachung orientierten uns regelmäßig: jetzt wäre dieses, nun jenes Gefangenenlager aufgebrochen. Zwei- oder dreimal waren auch wir schon reisefertig, aber im letzten Augenblick kam immer etwas dazwischen. In jener Zeit durften wir uns schon vollkommen frei bewegen. Gegen unser Leben wäre gar nichts zu sagen, denn die Italiener gingen, von den ersten paar Monaten abgesehen, menschlich mit uns um. Ich könnte viele Einzelheiten aus unserm Gefangenenleben erzählen, aber das gehört jetzt nicht hierher.

Es war bereits September. Die italienische Sonne sengte und brannte, wir waren braun wie Zigeuner und dachten mit wachsender Sehnsucht an die Heimat. Wie oft geschah es, daß ich mich in der Dämmerung, wenn die Sonne bereits zur Ruhe gegangen war, an einen einsamen Fleck vor das Lager setzte! Und während die Wolken mit roten Rändern gegen Fiume wanderten, dachte ich mit einer gewissen Rührung an meinen Vater, meine Mutter und meine beiden Schwesterchen. Ob sie wohl noch lebten? Ich hatte seit drei Monaten keinerlei Nachricht. Und was war aus Teri geworden seither? Oft dachte ich auch an sie, aber ihre Gestalt erschien mir schon so, als hätte ich das Beisammensein mit ihr vor langem einmal geträumt. Die Erinnerung begann zu erblassen. Ich wünschte ihr nichts weiter, nur daß sie glücklich sei.

Es war Herbst, als unser langersehnter Tag endlich kam. Der Befehl kam plötzlich, wir mußten unsere geringen Habseligkeiten in großer Eile packen. Beim Abschied gewährten uns die italienischen Offiziere alle kameradschaftlichen Ehren, was die unsern bei keinem andern unserer gewesenen Feinde erfahren hatten. Sechs Tage später waren wir auf der linken Donauseite, und als man uns auch aus dem ungarischen Sammellager entlassen hatte, ging mein erster Weg nach Fehérvár.

Große Dinge geschahen damals an der linken Donaufseite!

An einem grauen Oktobermorgen stand ich vor Fehérvár an der Landstraße, als der neue General mit seinen ersten zwei Regimentern auszog. Es waren das neue Soldaten, abgerissene aber verwegene. Gott weiß, woher sie gekommen waren! Aus dem Schilf des Balaton, aus den Wäldern des Bakony, von den herbstlichen Wiesen ... Sie kamen über die Landstraße in tiefem Schweigen mit großer Verwegenheit. Als zögen sie gegen Ungarns Schicksal in die Schlacht. Wir hatten damals keinen Glauben und keine Hoffnung mehr ... Als aber diese Soldaten bei einer Biegung der Weißenburger Landstraße auftauchten: vorn ein paar zerfetzte Husaren, danach zwei abgerissene Regimenter und dann vier bis fünf alte Kanonen, da standen unter Fehérvár Tausenden Tränen in den Augen. Und als hinter den zerfetzten Husaren der General auftauchte, als die alten Marienbanner wieder im Winde knatterten und vier Trompeter an der Seite des Generals zu blasen begannen, brach aus uns trotz allem Elend und aller Demütigung die Wut hervor wie ein Sturm. Und die Glocken dröhnten beängstigend, und viele Tausende arme Madjaren rissen sich an den Haaren vor Wut und Begeisterung und heulten ...

Wie tief wir damals gesunken waren! Und wie sehr wir hofften!

Ich sah mir den Einzug an, und auch in mir regten sich alte Soldaten-erinnerungen. Ich fuhr mit dem nächsten Zuge nach Budapest.

Meine ältere Schwester und ihr Mann, mit dem ich erst jetzt bekannt wurde, waren schon daheim. Ich blieb zwei Wochen bei ihnen und erfuhr, auf welche Weise sie nach Wien entkommen waren und wieviel sie leiden mußten. Und ich erfuhr auch mehreres über meines Vaters Flucht an die polnische Grenze. Als die Roten über die Tschechen herfielen und der Donner ihrer Kanonen bereits bis zu seinem Dorf drang, besann sich mein dickköpfiger Vater nicht lange, sondern ließ seine Möbel, Pflüge und sein Korn auf Leiterwagen verladen, nahm den Pfarrer, den Notar, den Apotheker und den

Lehrer samt ihren Familien mit sich, so daß die Karawane sechsunddreißig Wagen ausmachte. Dann ließ er durch seine Hirten die Kühe, Ochsen und Pferde gegen die ungarischen Grenzen zu treiben. Und die Schaf- und Schweineherden. Die Hühner und Enten wurden in Käfige verstaут. Sogar die Brunnenstange und den Brunnentrog nahm mein Vater mit. Es blieb nichts weiter zurück als das leere Haus und die stehende Frucht. Als die Kühe, Ochsen, Pferde, Schafe und sechsunddreißig Leiterwagen auf der Landstraße von Terebes losfuhren, ließ der trozige Alte auf einen weiteren, siebenunddreißigsten Wagen vier Fässer Wein hinaufrollen, und nachdem vorerst in aller Eile verschiedentliche Kannen genehmigt wurden, stieg er selbst zu Pferd und ritt als Nachhut seiner Karawane. Der Kanonendonnerklang schon aus großer Nähe. Da wandte sich der Alte mit vor Ärger struppigem Schnurrbart um: Mit mir werdet ihr nicht spielen, ihr Lausbengel!

Und er gab das Zeichen zum Abmarsch. Unter großem Peitschengeknall setzte sich die Karawane in Bewegung. Aber im letzten Augenblick knieten die Dorfzigeuner jammernd vor ihm hin: Gnädiger Herr, lassen Sie uns nicht hier! Wir sind Gegenrevolutionäre.

Gemacht, Moré, nickte mein Vater. Aber dann spielt wenigstens noch einmal!

Die Karawane zog gemächlich durch das Dorf und die Morés begannen die Geigen zu stimmen und legten los:

Trab' mein falbes Pferdchen, trabe gegen Polen,

Nimmer, nimmer wieder kehre ich zurück...

Der Alte begann auf dem Pferde droben bitterlich zu singen, preßte seinen Handteller rückwärts gegen den Nacken, und bei der zweiten Strophe sang bereits die ganze Karawane mit. Die Leute stellten sich vor den kleinen Holzbrücken auf, und die alten Weiber wischten sich mit der Schürze über die Augen, als sie den Patriotenkummer des gnädigen Herrn erblickten. Die Morés spielten derweil mit soviel

wildem Kummer, daß meinem Vater die Tränen von den Schnurrbartenden kollerten. Und da mengte sich mit tiefem Grollen auch der Bassgeiger in das Lied. Es war zum Herzerweichen!

Niemals werde ich mein Häuschen wiedersehen,

Keinen Kummer gibt es, Kummer wie den meinen.

Dieses Landstreicherleben droben an der polnischen Grenze währte sechs Wochen hindurch. Ihr größtes Erlebnis bei dieser phantastischen Unternehmung war, daß sie neunzehn Faß Wein ausgetrunken hatten. Sie taten es aus Patriotenkummer. Nun, sie hatten Grund genug, bekümmert zu sein. Als sie wiederkehrten, erwartete sie das leere Haus und die stehende Frucht unberührt, nur mußte man jetzt mit der Ernte beginnen. Die eine Not war vorbei, aber nun kam die andere, endgültige, große Not: Fremde Soldaten wurden die Herren im armen Oberland.

Als meine Schwester und mein Schwager abwechselnd die verwegenen Taten des harten Alten erzählten, lächelte ich dazu. Aber durch meine Tränen. Zu jener Zeit konnten wir noch so leicht gerührt sein. Zwei Wochen später fuhr ich heim. Es gelang mir, über die neue Grenze zu gelangen, und eines Abends trat ich in unsere Küche. Es war Freude und Trauer genug. Das Haus war öde und auch das Dorf weniger bewohnt. Der Lehrer, der Notar und der Apotheker waren damals bereits in das alte kleine Ungarn geflüchtet, und nach dem Abendbrot klagte mein Vater mit viel Bitterkeit, daß immer mehr ihre alten Häuser verließen. Wenn das so weiter ginge, würde es hier in fünf Jahren keine Ungarn mehr geben.

Auch meine jüngere Schwester war Braut geworden. Während wir still beim Wein saßen, brachte mein Vater vor, ob ich keine Lust hätte zu heiraten? Sie würden nun so bald mit Mutter allein bleiben, ich könnte den Besitz übernehmen.

Nein, Vater. Ich werde nie mehr so ein Weib finden . . .

Ich schwieg, aber sie verstanden mich. Ich dachte an Teri.

Daheim war nicht meines Bleibens: ich verzweifelte am neuen Stand der Dinge. Wie vorsichtig ich auch war, früher oder später hätte ich es doch mit den Gendarmen oder Offizieren zu tun bekommen, die in diesen Tagen im Dorfe umherlungerten.

Am vierten Abend nahm ich vom Alten und von meiner Schwester Abschied und gelangte in der gleichen Nacht durch die Linie der Finanzer und Grenzwachen. Ich hatte mich mit meinem Vater so geeinigt, daß ich vorläufig in die Nationalarmee eintreten würde.

Nber Teri hatte mich nicht vergessen. Auch ich dachte ja mehr als einmal an sie. Dann ergriff mich schmerzliche Sehnsucht. Wie hätte ich auch meinen liebsten Kameraden vergessen können!

Jetzt, als ich wieder Oberleutnant wurde, traf ich mehr als einen Kameraden von den früheren. Viele waren vom Oberland geflüchtet und wieder Soldaten geworden. Vorerst war ich in Eger stationiert, und wieder reisten zwischen Mjhelj, Füzesabony und Eger häufig die Offiziere hin und her wie in jener unvergeßlichen Zeit. Und Teri trug Sorge, daß ich manchmal einiges über sie erfuhr. Als sandte sie mir ermunternde Grüße aus der fürchterlichen Ferne.

In jenem armseligen ersten Winter, als die abgeschabten Polster der Eisenbahnabteile allmorgendlich voller Frostkristalle waren, da der Frost durch die zertrümmerten Fenster Eintritt hatte, stieß ich im Speisesaal des Miskolcer Bahnhofes auf einen alten Freund, einen jungen Oberarzt. Als ich ihn das letztemal getroffen hatte, war Teri noch meine Braut. Während des Gespräches erwähnten wir die vergangenen Tage, und mein Freund sagte, als käme es ihm nur zufällig in den Sinn: Richtig. Ich habe einen Auftrag von Teri . . .

Welchen?

Sie läßt dich grüßen. Sie bat mich, dir ihren Gruß zu bringen, wenn ich dich träfe. Sie weiß, daß du wieder daheim bist.

Es rührte mich, daß sie noch immer an mich dachte. Aber ich wurde traurig davon: Wie geht es ihr denn?

Das weiß ich nicht . . .

Ich erfuhr, daß ihr Gatte seine Stellung bei den staatlichen Forsten verloren hatte und jetzt in der Kanzlei seines Schwiegervaters arbeitete. (Das hätte auch ich fertiggebracht!) Teri habe im vorigen Herbst ein Töchterchen bekommen, aber man sprach überall davon, daß sie mit ihrem Manne nicht gut lebe. Sie war eine wortkarge, gebrochene Frau

geworden. Es kam vor, daß sie ihr kleines Mädchē daheim ließ und mit ihrem Bruder ins Theater ging. Manchmal auch allein. Sie kümmerte sich um niemand, am allerwenigsten um sich selbst. Ihr Bruder sei vorläufig noch daheim, und seine Lieblingsbeschäftigung wäre, die fremden Offiziere — um Mitternacht — mit einer Hand aus dem Café hinauszwerfen. Einmal hatte man ihn für drei Wochen ins Loch gesteckt. Inzwischen habe auch die kleine Marthe geheiratet. Sie wohnte hier in der Nähe, in Gyöngyös. Teris Eltern pflegten fast gar keinen geselligen Verkehr, ihre Mutter verlasse fast nie das Haus. Das Unglück ihrer Tochter bedrückte sie.

Sie haben es verdient, unterbrach ich ihn. Ich habe Teris Mutter beiziten gesagt, sie würde noch an mich denken. Was für ein Mensch ist eigentlich Teris Mann?

Mein Kamerad zuckte die Achseln: Nun so . . . ein ordentlicher Mensch. Er tut seine Arbeit, verzehrt sein Mittagbrot, geht manchmal ins Kasino, isst zu Abend, legt sich nieder und kann wahrscheinlich hervorragend gut schlafen. Er ist ein gesunder Mensch, bärenkräftig, und ich glaube, daß er nie ein Buch in die Hand nimmt. Und da steckt der Fehler. Teri ist wie eine Porzellanblüte. Aber wozu fortfahren? Sie verstehen einander nicht.

Der Beamte rief: Einsteigen! Auch ich erhob mich: Auf Wiedersehen! Wenn du ihr begegnest, sage ihr nur soviel, daß ich an sie denke.

Das stimmte. Denn als ich wieder unter Menschen zu gehen begann, lebten meine Erinnerungen wieder stärker auf. Auch hier in der Mátragegend fehlte es nicht an Laune, vielleicht deshalb, weil wir tagsüber genügend Grund hatten, lange über die gegenwärtigen Mißstände nachzugrübeln. Zum Abendbrot und nach dem Nachtmahl lud man uns immer häufiger zu Namenstagen, zu improvisierten Familienabenden, meist zu mit Töchtern gesegneten Häusern. Auch hier gab es gemütliche Zusammenkünfte, kleine Bälle, liebenswürdige Hausfräulein. Aber ich fand nicht mehr zu mir selbst, und wenn wir

auch sangen und tanzten, war ich nicht mehr der alte. Die Zusammenkünfte gaben unwillkürlich Grund zu Vergleichen, und ich mußte immer wieder voll Unlust feststellen, daß ich nie wieder so ein Mädchen finden würde wie Teri Mayer. Manchmal hatte ich auch so ein Gefühl, als wäre ich zu alt geworden. Als wäre ein Teil meines Lebens unwiederbringlich verlorengegangen.

Dennoch folgte ich den Einladungen der Familien: wir hatten genügend Zeit. An den Samstagnachmittagen wurden uns gewöhnlich zwei oder drei Equipagen nach Eger entgegengesandt, und wir brachen immer in einer Gesellschaft von acht bis zehn Offizieren auf. Gewöhnlich trafen wir erst am Montagmorgen wieder ein. Aber meine alte Laune wollte nicht wiederkehren! Es geschah mehr als einmal, daß ich nach Mitternacht mit heißem Kopf, wenn die Zigeuner bereits arabeskenhaft spielten, der jungen Dame des Hauses ins Zimmer nachging, wenn sie dort zufällig etwas zu suchen hatte. Oft war es schon so, daß ich nach des Fräuleins Hand fassen wollte ... Aber immer erschienen — unendliche Fernen hindurch — dann Teris verschleierte Augen vor mir, die sich entfernten, immer mehr entfernten ...

Und ich verließ sie nicht. Ich hatte keinen Grund dazu, aber ich glaubte dennoch, daß ich sie noch einmal sehen würde. Mitunter ließ sie mir Grüße übermitteln, aber über ihr Schicksal ließ sie nie das geringste verlauten. Ich wußte, daß sie lieber sterben würde, als mir zu klagen. Aber ich hörte auch so genügend über sie.

Und dennoch hatte sie selbst damals noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Wenn ich darauf achtete, hätte ich bemerken müssen, daß sie sich mir vorsichtig zu nähern begann. Das Städtchen, in dem sie wohnte, war nicht weit von Eger, und sie konnte mir durch Reisende jederzeit Nachricht geben. Auch die kleine Marthe wohnte in Gyöngyös. Ich vermied sie absichtlich, hörte aber, daß sie im Briefwechsel standen. Und einmal (das war im Herbst) tauchte auch ihr Bruder in der

Nähe von Eger auf. Er war in eine Fabrik eingetreten, und ich hörte, er wolle sich später selbständig machen. Aber ich begegnete Géza Mayer nicht mehr, denn ich wurde im September zum Kommandanten einer Station an der Theiß ernannt. Von da an lebte ich sehr zurückgezogen. Im Dorfe wohnten drei oder vier Gutsbesitzersfamilien, die ich an den Abenden zu besuchen pflegte. Ich war gern gesehen, blieb jedoch zurückhaltend. Denn über Teri kamen schlechte Nachrichten. Im September starb ihr Töchterchen, und zwei Wochen später übersiedelte sie mit ihrem Manne nach Westungarn, in die entfernteste Grenzgegend, wo bereits die Steierischen Berge beginnen. Dort in den Wäldern hatte ihr Mann einen Försterposten erhalten. Sie wohnten am Ende eines kleinen Dörfchens in der Förstervilla.

Ich konnte nicht verstehen, was sie zu diesem Schritte veranlaßt haben mochte? Daß sie Bekannte und Verwandte und die Stadt verlassen und sich in der Einsamkeit begraben konnte! Heute weiß ich bereits, daß sie der Kummer ihrer Eltern zu diesem Schritt der Selbstaufopferung getrieben hatte. Sie flüchtete in die Verzweiflung, um ihre Mutter zu beruhigen. Damals hoffte sie nicht mehr auf mich.

Auch ich hatte keine Hoffnung mehr. Bisher kamen mir noch mitunter abenteuerliche Ideen, aber jetzt mußte ich einsehen, daß Teri niemals meine Frau werden könne. Manchmal war mir sogar der Gedanke gekommen, sie ihrem Gatten mit Gewalt zu entführen. Schließlich hielt ich mich für verrückt.

Im Spätherbst reiste ich einmal in einer dienstlichen Sendung per Wagen durch die Hortobágyer Puszta. Damals sah ich diese Einöde zum erstenmal und verzweifelte fast. Auf der freien Ebene wimmerte und brauste der Wind, und seit vielen Tagen über der Steppe hängende Wolkenfetzen wurden wie Kreisel um sich selbst gedreht. Der Dreck war uferlos. Der Kutscher kauerte wortlos auf dem Vordersitz, ich saß in meinem Feldmantel gehüllt und verzweifelte an der ungastlichen Gegend. Man sah nichts, nur eine grenzenlose schwarze Erd-

fläche, deren Enden viele Tagemärsche weit sich in kalter Linie vom schwarzen Himmel trennten. Nirgends eine Hütte, nirgends ein einsamer Baum, nirgends ein Mensch, nichts, was meine Seele aus ihrer Bedrückung befreite. Ich erinnerte mich nicht mehr, wann und von wo wir aufgebrochen waren, und hatte keine Ahnung, wohin wir wollten in dieser schrecklichen Wüste. Ich spürte bereits den Atem des Winters und begann über mein eigenes bitteres Geschick nachzudenken. Nun sah ich zum ersten Male unwiderruflich, daß ich ziellos in das Mannesalter zu treten begann. Die Offiziere der Nationalarmee wurden der Reihe nach abgebaut: Was hätte ich dann noch beginnen können? An diesem Tage starb in mir die Erinnerung an Teri Mayer. Der Winter nahte, jedermann suchte nunmehr nach Wärme. Wo sollte ich Wärme finden?

Es gab nur eine Rettung: die Ehe.

Vor Weihnachten hielt ich um die Hand der einen Gutsbesitzerstochter an. Auch die Eltern sahen meine Bewerbung gern. Ich kannte sie als ein einfaches, bescheidenes Mädchen, glaubte, daß sie mir ein häusliches Weib werden würde. Mehr wollte ich nicht.

Aber es wurde nichts daraus.

Einige Tage später erhielt ich einen Brief von Teri. Er enthielt das Folgende: „Ich freute mich, wenn Sie glücklich würden. Ich denke lächelnd an die vergangenen Tage.“

Dieser kurze Brief verwirrte mich. Es war also falsch, wenn ich glaubte, daß sie nunmehr für mich begraben war. Diesmal zielte sie zum erstenmal auf ihr Unglück hin. Sie dachte auch jetzt noch lächelnd an mich, als sie mich für immer verloren zu haben glaubte. Ich heiratete meine Braut nicht. Ich dachte ein häusliches Weib zu nehmen. Sie enttäuschte mich. Ich hatte sie nur gekannt, aber nicht genügend ergründet. Als ich klar sah, brach ich mit ihr. Ich nahm Abschied von ihr ohne Unwillen und Groll. Wohin sollte ich nunmehr gehen? Meine Eltern riefen mich heim, aber ich hätte es zu Hause

doch nicht lange ausgehalten. Ich war inzwischen aus der Armee ausgetreten. Mit achtundzwanzig Jahren wußte ich nicht, wohin ich mein Haupt legen sollte! Vorläufig reiste ich zu meiner älteren Schwester nach Budapest.

Am Ende der ersten Woche erhielt ich einen Brief. Teri schrieb: „Ich bin bekümmert, daß Sie unglücklich sind. Aber lehnen wir uns nicht gegen unser Schicksal auf. Denken wir an die früheren Tage und lächeln wir!“

Sie lächelte auch jetzt noch und vergaß mich nicht. Dieses Lächeln gegenwärtigte ich mir zu jeder Stunde, so als wäre es in einer verzweifelten Minute in ihr Antlitz gefroren. Sie war unglücklich, aber nicht nur meinetwegen. Ich hörte schlechte Nachrichten über sie.

Was sollte ich beginnen? Eine Kusine meines Vaters lebte in Borsod auf ihrem Güthen. Seit sie in ihrer frühen Jugend von ihrem Manne geschieden war, leitete sie persönlich ihren Besitz. Im Vorjahr hatte ich sie einige Male besucht: sie wollte mich jedesmal nicht wieder fortlassen. Ich fragte sie jetzt, ob es ihr nicht zur Last wäre, wenn ich vorläufig zu ihr hinunter zöge? Ich stünde ihr gerne zur Verfügung, denn ich hätte nichts anderes vor. Ansprüche stellte ich erst recht nicht. Auf meinen Brief kam ein Telegramm, daß sie mich mit dem Wagen am Bahnhof erwarte.

Von da an vergingen lange Monate für mich, so daß ich nichts über sie zu erzählen habe. Ich hatte mich begraben: außer meiner Tante verkehrte ich kaum mit jemand. Unter Tags war ich mit den Angestellten und Knechten auf den Wiesen; an den Abenden saß ich mit der Tante ein Stündchen beisammen; ich las ihr vor, oder wir sprachen von vergangenen Dingen. Als der Herbst kam, zog ich langschäftige Stiefel an und einen Schafpelz, und es wurde ein Landwirt aus mir, daß selbst mein Vater — vor Freude — geweint hätte, wenn er mich so gesehen haben würde. Es war ja immer sein Wunsch, mich als Landwir zu sehen.

Es wurde November, die Winde brausten, Regen fiel, und jetzt war ich tagelang mit meiner Tante beisammen. Ich hatte keine Sehnsucht mehr. Auch Teris letzten Rat befolgte ich und empfand keine Ablehnung wider mein Schicksal. Ich bin nicht reformiert, aber ich begann an die Lehre der Prädestination zu glauben: das mußte so sein. Inzwischen wurde ich auch mit der Lebensgeschichte meiner Tante bekannt. Während der langen Abende, wenn im Garten die Fichten rauschten und im Zimmer das Pendel der Uhr die forteilenden Minuten zählte, erzählte sie mir alle Einzelheiten. Meine Tante war sehr, sehr unglücklich gewesen, als sie jung war. Sie ging nach kaum zweijähriger Ehe von ihrem Manne fort und lebte seither allein. Sie zog sich zurück, weil sie den Menschen nicht vertraute. Jetzt, als ihr Haar schon silbern schimmerte, war außer ihren Dienstleuten nur ich bei ihr. Sie dankte mir meine Anhänglichkeit und hielt mich wie einen Sohn.

An diesen Winterabenden, als die Wälder des Bükk unter Schnee gerieten, öffnete auch ich ihr mein Herz. Ich erzählte ihr von meinen Studentenjahren und meiner Militärzeit. Sie hörte mir neugierig zu, und wenn sie etwas nicht verstand, ließ sie sich es noch besonders erklären. Die Kriegserlebnisse interessierten sie sehr. Ich verschwieg ihr nichts außer Teri. Aber sie mochte bereits etwas wissen, denn manchmal unterbrach sie mich, ließ ihre Hände für einen Augenblick in den Schoß sinken und hob ihre Augen fragend zu mir: Und jenes Mädchen, was ist aus ihr geworden?

Dann hielt ich inne: Das ist eine lange Geschichte. Vielleicht ein andermal.

Als die Zeit verging, spielte sie immer häufiger auf Teri an, von der sie damals noch nicht einmal den Namen wußte. Aber ich wollte nicht. Um so neugieriger drang sie in mich: Vielleicht kann ich irgendwie helfen ...

Mir kann nichts mehr helfen, Tante.

Über Teri hörte ich immer schlechtere Nachrichten. Denn mitunter machte ich einen Ausflug nach Miskolc und kam mit manchen meiner alten Kameraden zusammen. Ich erfuhr, daß Teri lezthm daheim gewesen sei und einer Freundin erklärt habe, daß sie demnächst für immer heimkehren würde, aber — allein. Wenn ich nach diesen Ausflügen wieder heim kam, konnte ich tagelang nicht zur Ruhe kommen. Teris hoffnungsloser Stand brachte mich zur Verzweiflung. Wenn ich daran dachte: wie einsam, mit wieviel Bitterkeit sie einen ihrer Tage nach dem andern durchlebte, daß sie abends sich im gleichen Zimmer mit jenem Menschen niederlegen mußte, der sicher ein anständiger strebsamer Spießler war, den sie aber nie schätzen konnte, vielleicht sogar in ihrer Hilflosigkeit bereits haßte ... — wenn ich alle diese Dinge überlegte, klagte ich mich selbst an, daß dennoch ich die Schuld an ihrem Unglück trug. Oft bedachte ich auch die andere Möglichkeit! Daß sie sich vielleicht schon in alles geschickt habe und mich für ihr zerrissenes unglückliches Dasein verantwortlich machte. In diesen Stunden fand ich keine Entschuldigung für mich selbst. Und es gab noch etwas, was mich oft beunruhigte. Ich entsann mich ihrer Worte: „Wenn Sie mich einmal verlassen würden, würde ich sehr schlecht sein!“ Ich hatte sie doch nie verlassen: man raubte sie mir. Und sie wartete vielleicht noch immer auf mich. Ich hoffte, daß sie sich früher oder später von ihrem Manne trennen würde. Aber ich kannte Teri und nahm an, daß, wenn ich selbst irgendwie versuchte, diese Trennung zu beschleunigen, sie erst recht zu ihrem Gatten zurückkehren würde. Sie hatte mir seinerzeit geschrieben, daß sie eher sterben könne als betteln um Liebe.

Gegen Ende des Winters überraschte man mich jedoch mit einer Nachricht, die mich erschreckte. Es schien, daß sie jetzt schon allem entsagt hatte, denn sie begann sich so zu benehmen, daß es auch mir mißfiel. Es kam immer häufiger vor, daß sie ohne Wissen ihres Mannes in das nahe Städtchen reiste, dort bei Bekannten abstieg,

Theater und Unterhaltungen besuchte und erst dann wieder heimkehrte, wenn ihr Gatte sie mit Gewalt mitnahm. In der Gesellschaft wurden seltsame Gerüchte über sie laut. Später tauchte sie wieder hier und dort auf, aber nun kam auch ihr Mann nicht mehr, um sie zu holen. Darauf reiste sie ein zweites Mal zu ihren Eltern, die jetzt schon alle Versöhnungsversuche aufgegeben hatten. Den Gerüchten, die über Teri in Umlauf kamen, schenkte ich jedoch nicht eine Minute Glauben. Sie vergaß auch in ihrem größten Unglück nicht, was sie sich schuldig war.

In dieser Zeit dachte ich bereits ernst darüber nach, auf welche Weise ich mich ihr nähern könne? Denn jetzt mußte ich das tun, um sie zu retten. Die kleine Marthe wohnte in meiner Nähe, Géza Mayer arbeitete noch immer in der Fabrik bei Eger. Ich hoffte auf ihre Hilfe. Aber vorerst wandte ich mich nicht an sie. Ich mußte vorsichtig zu Werke gehen, um Teris Empfindlichkeit nicht zu verletzen. Sie hätte mich aus Stolz zurückweisen können.

Aber ich blieb nicht lange vorsichtig. Vier Tage vor Ostern mußte ich nach Pest fahren. Im Abteil saß außer mir nur ein älterer Herr. Als wir ins Gespräch kamen, stellte es sich heraus, daß er aus dem Oberland komme, dazu aus eben jenem Städtchen gebürtig sei, an das ich mit soviel Kummer zu denken nie aufhörte. Wir nannten unsere Namen, und ich erinnerte mich des seinen genau. Ich erwähnte, daß auch ich einstens dort gedient hatte. Das Gespräch wurde immer vertraulicher, und ich versuchte es so zu führen, daß wir auch auf Teri zu sprechen kamen.

Teri Mayer? begann mein Reisegefährte. Man hört seltsame Dinge über sie. Sie ist jetzt gerade daheim. Man sagt, sie lebe nicht gut mit ihrem Manne. Sie ist auch schon zweimal von ihm fort. Kennen Sie sie vielleicht?

Ich kannte sie, sagte ich verstellt. Wie geht es ihr?

Nun, sie ist wirklich sehr hübsch, es ist kein Wunder, wenn die ganze

Jugend hinter ihr her ist. Mir ist nur unverständlich, was mit ihr geschehen ist. Denn wie ich hörte, hat sie aus Liebe geheiratet.

Wie, wirklich? Nun wurde ich neugierig.

Nun, es ist so, mein Herr, ich kenne ihren Gatten. Einmal, als sie noch bei uns lebten, rühmte er sich gelegentlich einer weinseligen Nacht, welche Kämpfe er um sein Weib bestanden habe, ehe sie seine Braut wurde. Irgendein Oberleutnant war so halb und halb mit Teri Mayer verlobt, als er als Freier auftrat. Teri hatte schließlich ihn gewählt, und der Oberleutnant verschwand.

Das Blut stürzte mir in die Schläfen. Der Zug lief irgendwo in der Nähe von Kőbánya. Ich stand auf und gab dem redseligen Herrn die Hand: Mein Herr, dieser Oberleutnant bin ich!

Der Alte sperrte den Mund auf, so daß sein Kopf rückwärts an die Polsterung prallte: Sie sind es? Nun, das habe ich gut gemacht!

Im Gegenteil! Ich danke Ihnen, daß ich auch das erfahren habe. Jawohl, dieser Oberleutnant bin ich! Und merken Sie sich, mein Herr, und erzählen Sie das allen, daß ich Teri Mayers Gatten nie im Leben gesehen habe, weder ich ihn, noch er mich. Er ist ein leerer Schwäger, denn ich prügelte mich in der vorletzten Tsonzoslacht, während man mir Teri mit schmutzigem Spiel geraubt hat!

Ich habe verstanden, mein Herr, stotterte der Alte.

Ich war rasend vor Zorn. Ich erledigte meine Angelegenheiten in Pest in fliegender Eile und kehrte noch in der gleichen Nacht mit dem Personenzug heim. Ich schloß die ganze Zeit über kein Auge. Meine Tante wunderte sich, als ich so unerwartet eintrat. Ich beruhigte sie, es sei nichts Besonderes passiert, aber ich hätte ihr am Abend einiges zu erzählen. Ich ging in mein Zimmer, legte mich hin und erwachte erst am Nachmittag. Ich ging in den Garten hinaus und auf den kleinen krummen, mit vorjährigem Laub bedeckten Wegen ziellos hin und her.

In diesem Garten war ich seit dem vorigen Jahr viel und oft umher-

gewandert. Als hätte man ihn direkt für einsame Wanderer wie mich geschaffen. Es war ein alter Garten. Das Haus meiner Tante stand in der Mitte des Dorfes, und hinter dem Haus lag der Garten, in dessen Rücken schon die Baumriesen des Büß aus der Ebene nebelnd herüberwinkten. Seine Steinmauer war hier und dort geborsten, und in ihrem Schutze standen Fliederbüsche. In gleichen Abständen waren hier kleine Lichtungen mit einer Gruppe trauernder Birken darauf und schlankem tiefgrünenden Rasen, der zu wogen begann, wenn von der Fátra der Wind herüberwehte. In den Winkeln des Gartens saß Melancholie, und im äußersten Ende wachten Fichten über der Gegend, und wenn der Wind aufstand, rauschten und harften sie. Und wenn der Wind stärker wurde, neigten sie sich und begannen zu brausen wie die Seelen ruhelos wandernder Toter.

Hier unter den Fichten setzte ich mich auf eine Steinbank. Es dämmerte bereits. Der Frühlingswind war erwacht, und die Luft war neblig und feucht. Ein paar Wolkenfegen eilten mit rotlodernden Rändern auf die Tiefebene zu. Ich setzte mich auf die Steinbank und dachte nach. Aber ich hatte keine Gedanken. Der Frühling kam, der vierte bereits, seit ich Teri Mayer nicht mehr gesehen hatte. Der ätzende Duft der Birken mengte sich mit dem bitteren Geruch des Grases, und der Wald atmete neues Leben. Ich horchte, den Kopf in die Hände gestützt, denn die Schatten alter Erinnerungen umgaben mich und liefen auf den Fußspitzen auf mich zu und flüsterten.

Ich entsann mich, daß ich schon einmal die Fichten so rauschen hörte. An jenem Nachmittag im Frühsommer, als ich, auf meinen Säbel gestützt, zum letzten Male vor jenem Garten stand. Sie verschwand damals, daß ich nicht einmal mehr die Spur ihrer lieben Füße finden konnte. Der Garten war leer damals und das Haus und meine Hoffnung gestorben. Aber jetzt, als in diesem andern Garten nun der Frühling zum viertenmal auf mich zukam, begann ich aufzuleben in erneuter Hoffnung. In den Nächten aber, wenn jeder Lärm draußen

verstimmt war, glaubte ich aus unermesslichen Fernen immer häufiger ein ersterbendes leises Stimmchen zu hören: „Sie haben mir versprochen, mich nie zu verlassen...“

Jetzt wußte ich, daß ich sie holen würde.

Ich ging in das Haus und steckte in meinem Zimmer Teris Briefe zu mir. Ich hatte nichts sonst, nur diese Briefe. Und leise trat ich in den Salon ein. Das Zimmer lag in Dämmerung. Am Klavier saß meine kleine Verwandte, eine Nichte der Hausfrau. Ein kleines Fräulein, das die siebente Gymnasialklasse besuchte: meine Tante hatte sie für die Osterferien zu sich genommen. Ich trat ein, sie spielte leise weiter. Meine Tante saß vor dem Fenster und sah hinaus in den versinkenden Wald.

Ich trat an das Klavier und lehnte mich schweigend daran. Ich glaube, sie bemerkten mich gar nicht. Die kleine Verwandte ging in ein neues Lied über und neigte leise summend das Köpfchen zur Seite. Genau wie früher einmal jenes andere kleine Mädchen:

Es weht der Wind

Von Rima her...

Welche Erinnerungen mich durchbrausten! Ich richtete mich erschrocken auf, trat zu dem kleinen Mädchen und hielt ihre Hände fest: Agnes, nur das nicht!

Weshalb, Onkel? und sie sah verwirrt zu mir auf, während sich meine Tante überrascht umdrehete.

Ich will es nicht, Agnes! Ich werde dir den Grund einmal sagen, wenn du älter bist.

Du bist schlecht gelaunt, Onkel ...

Das Dienstmädchen zündete die Lampe an, und als es das Zimmer verlassen hatte, starrten mich die beiden noch immer so an, als hätten sie keine Ahnung, was mir fehlen mochte. Ich stand mit seltsamen Gefühlen vor meiner kleinen Verwandten: am heutigen Abend fiel es mir zum erstenmal auf, daß sie mich schon Onkel nannte. Einige

Jahre vorher war auch Teri Mayer nicht älter als sie heute. Ich bemerkte erschrocken, daß ich eilen müsse, weil ich alt wurde.

Ich sagte der Kleinen: Agnes, du gehst jetzt hinaus, weil ich unter vier Augen mit der Tante zu reden habe.

O je! Und sie verzog mit liebem Ärger das Mündchen. Ein Liebesgeheimnis etwa?

Schwäge nicht!

Nun gut. Aber ich hoffe, Onkel, du wirst es auch mir unter vier Augen verraten ...

Ich konnte sie kaum hinauslotsen. Meine Tante setzte sich an den Kamin, nahm einen Seidenschal um und sah mich fragend an. Auch ich setzte mich an den Ofen: Und jetzt, Tante, will ich von jener alten Liebe erzählen. Es ist meine Stunde, ich darf nicht länger zögern ... Und ich erzählte von Anfang an so wie heute abend dir. In den Pausen las ich ihr die Briefe vor. Diese Frau war der erste Mensch, dem ich alles erzählte, du bist der zweite. Ich sprach, lange sprach ich, und meine Tante hörte mich ohne Wimperzucken an, und als ich endlich den Schlüsselpunkt machte, erkannte ich sie kaum wieder. Ihre Lippen bebten: Fürchterlich.

Sie stützte die Stirn in ihre Hände und konnte sich vor Erregung kaum fassen: Wenn ich das früher geahnt hätte! Ein solches Geschöpf so zu morden!

Das Abendbrot wurde gebracht, auch Agnes kam wieder angeschlichen: Nun, Onkel, ist das fürchterliche Geheimnis heraus?

Aber als ihr Blick auf die Tante fiel, erschrak sie und setzte sich still an den Tisch. Die Stimmung war gedückt. Agnes blickte neugierig erschrocken abwechselnd auf die Tante und auf mich. Die Tante saß bleich am oberen Ende der Tafel und starrte in ihren Teller. Plötzlich fror sie: Es ist kühl. Agnes, führe mich in mein Zimmer.

Am nächsten Morgen reiste ich ohne Abschied ab und machte erst bei Géza Mayer halt. Er war nicht mehr der alte Fähnrich: er schien viel

ernster geworden. Als ich in die Fabrikkanzlei eintrat, starrte er mich erst groß an. Dann aber kam er mir entgegen, wie es unter alten Freunden üblich ist: Grüß' Gott! Wie geht es dir!

Wir machten keine Umschweife. Er ahnte, weshalb ich gekommen war. Auch er beschönigte nichts. Er erzählte, daß Teri sehr unglücklich sei, was ich auch so schon wußte. Ihre Mutter sprach oft von mir und hatte ihr Mißtrauen schon lange bereut. Teri pflegte sich bei jeder Gelegenheit nach mir zu erkundigen, nie hatte sie den leisesten Vorwurf gegen mich gebraucht. Wir einigten uns so, daß wir in zwei Wochen beide hinfahren wollten, als kämen wir zu Besuch zu seinem Schwager. Das übrige war dann meine Sache.

Was glaubst du, fragte ich ihn, wird dein Schwager ahnen, wer sein Gast ist?

Das weiß ich nicht. Deinen Namen muß er wohl kennen. Aber es gibt soviel gleiche Namen auf der Welt! Denn das wird er wohl doch nicht voraussetzen, daß gerade du zu ihnen auf Besuch gehst!

Wir trennten uns, er wollte Teri überdies in einem langen Brief unsere Ankunft mitteilen. Jedenfalls war es ein seltsamer Besuch. Abends war ich wieder daheim. Meine Tante lag noch zu Bett. Als ich bei ihr eintrat, begann sie zu klagen: Das ist fürchterlich, was du mir da erzählt hast. Ich konnte die ganze Nacht hindurch nicht schlafen, und das Schicksal dieser jungen Frau geht mir noch immer nicht aus dem Kopf. Wenn es möglich wäre, würde ich dir raten, gehe ihr nach und bringe sie hierher. Ich möchte sie gerne ein wenig streicheln.

Ich sagte wohlgelaunt zu ihr: Ich bringe sie, Tante. Und sie bleibt auch hier. Vorausgesetzt, daß sie mitgeht.

Sast du je in einer Kapelle den Mann mit der Bratsche beobachtet? Wie eifrig und auffallend sich der Unglückswurm gebärdet, mit welcher gezwungener Freundlichkeit er das Publikum angrinst, und kein Hund will ihn bemerken? Der Primas benimmt sich, wenn er die Geige unter das Kinn geklemmt hat, wie ein geborener Herr. Der Klarinettist trillert mit halbgeschlossenen, begeistert dreinschauenden Augen auf den Tasten. Der Zimbelschläger neigt in frommer Träumerei den Kopf zur Seite, während seine beiden Arme über den Saiten gestikulieren. Der Kontrageiger — an des Primas Linken — fühlt ebenfalls, daß auch er „wer ist“. Der Bassgeiger fährt mit stiller Ergebung über den Bauch seines Instrumentes: der Bassgeiger ist ein gesunkener Mensch, der keine Wünsche mehr hat. Der Bratschist hingegen ist das bedauernswerteste Wesen der Welt. Denn er ist erst halb gesunken und glaubt, glaubt mit der Kraft der Verzweiflung, daß dies noch anders werden wird.

Auch der Bratschist spielte einst an der Spitze der Bande, aber da mit der Zeit die Gicht in ein oder zwei Fingern ihren Einzug hielt, wurde er auf die zweite Geige verwiesen. Eine Zeitlang ist er noch davon überzeugt, daß auch er ein Faktor in der Bande ist. Und während er mit den Fingern der Linken den Hals der Bratsche umklammert, arbeitet er mit angespannten Nerven darauf hin, vom Publikum ebenfalls bemerkt zu werden. Beobachte nur, wie sehr er sich hin und her wirft und mit dem Bogen weit ausholt. Und wie glücklich er ist, wenn er fühlt, daß die Augen eines Gastes sekundenlang an ihm haftenblieben! Dann grinst er breit, versucht zu nicken, streckt die Brust heraus, als wolle er sagen: Gnädiger Herr, auch ich war Primageiger in der Bande!

Oh, der Bratschist ist sehr zu bedauern ...

Zwei Wochen später saß ich spätabends mit Géza Mayer im Café Bodo, und damals beobachtete ich das erstemal in meinem Leben

den Bratschisten. Und es kam mir in den Sinn, daß auch ich solch Bratschist geworden war. Einmal spielte ich an der Spitze der Bande: heute wollten mich nur mehr wenige bemerken. Ich mußte mich beeilen, bevor ich von der Bratsche bis zur Bassgeige gesunken war. Und wir beeilten uns sehr. Am Vormittag des dritten Tages stiegen wir zwei vor dem Bahnhofsgebäude ab, dessen Namen ich damals zum erstenmal hörte. Ein Wagen erwartete uns. Es war ein Vormittag im April; die Sonne brannte. Der leichte Wagen lief bereits durch die Akazienallee, und eine Staubwolke blieb hinter uns auf dem Weg. Wir saßen schweigend nebeneinander. Eine halbe Stunde später waren wir im Dorf. Ich zwang mich zur Ruhe, aber ich konnte mein Herz kaum bezwingen. Wir rollten das Dorf entlang und sahen dreihundert Schritte weiter das rote Dach der Försterei aus den Bäumen blühen.

Géza Mayer sagte: Dort wohnen sie.

Der Wagen wandte sich von der Landstraße nach rechts, wir glitten über die kleine Brücke und fuhren in den Hof ein. Wir hielten vor einem freundlichen kleinen Häuschen. Eine Unmasse Blumen blühten vor dem Hause, wilder Wein kroch beiderseits über die Estrade bis unter das Dach. Ich sah Teris Gatten jetzt zum erstenmal in meinem Leben, als er uns vom Eingang entgegeneilte.

Er war ein hochgewachsener, breitschultriger Mensch: so wie wir uns einen Förster vorzustellen pflegen, der es — im Notfalle — waffenlos mit einem Bären aufnehmen konnte. Sein Antlitz war offen, fast gütig. Irgendein Bursche trug unsere Handtaschen ins Haus. Da erreichte auch er uns.

Wir sprangen ab, er schüttelte uns freundlich die Hände: Gott grüß' euch, Jungens! Wir freuen uns, wir freuen uns wirklich!

Als ich ihm meinen Namen nannte, nannte auch er den seinen: Bei uns bist du kein Gast. Hier ist es üblich, daß sich jeder zu Hause fühlt.

Mein Name überraschte ihn nicht weiter, mir schien, als hörte er ihn das erstemal im Leben. Er hatte uns liebenswürdig unter und führte uns so die Treppen hinauf. Und während er mit sichtbarer Freude plauderte, blickte ich mit stockendem Herzen zur Veranda hinauf. Denn auf dem obersten Treppenabsatz stand Teri. In einem leichten Hauskleid. Ich entsinne mich, daß ein paar Blumen auf ihr Kleid gemalt waren und sie gerade eine lebendige Blüte in das Haar steckte in lieblicher Verwirrung. Sie hatte sich nur insofern geändert, daß sie schöner war als früher. Vier Jahre waren vergangen, seit ich sie zum letzten Male sah. Aber jetzt, als sie wieder vor mir stand, verließ mich jede vorher ausgemalte Rührung. Ihr Gatte stellte mich ihr vor. Sie lächelte mich an, wie das bei gastfreien jungen Hausfrauen üblich ist: Grüß' Gott!

Sie wandte den Blick rasch ab, trat zu ihrem Bruder und küßte ihn. Sie führte uns den Gang entlang: Vielleicht gehen die Herren in ihre Zimmer, um sich ein wenig in Ordnung zu bringen. In einer Stunde essen wir zu Mittag. Auf Wiedersehen! Und sie verschwand, ohne daß sie gewagt hätte, mich anzusehen. Ich glaube, sie hatte Angst. Ihr Gatte war mit uns gekommen und trennte sich nun von uns mit dem Bemerkten, er hätte kurze Zeit zu tun, da er aber für den Nachmittag eine kleine Jagd in Aussicht genommen habe, würde es am besten sein, wenn wir unsere Reisekleider anbehielten.

Als er hinausgegangen war, sah ich Géza Mayer an: Na?

Ich habe den Eindruck, daß er sich überhaupt nicht an deinen Namen erinnert. Es ist unglaublich, was für ein dummer Kerl mein Schwager ist!

Du irrst, sagte ich zu ihm. Ich habe den Eindruck, daß er, als ich mich vorstellte, sofort wußte, wer ich bin, und weswegen ich kam. Jetzt amüsiert er sich im stillen darüber, auf welche Weise wir aus dieser gastfreundlichen Situation heraussteigen würden.

Géza Mayer wollte dies nicht einsehen: Das stimmt wohl nicht, Herr

Oberleutnant, bitte ergebenst. Er lächelte so seltsam, daß ich gleich sah, er verspottete mich. Ich habe mich nur bereit erklärt, dich hierherzubringen. Das weitere geht mich gar nichts an.

Beim Mittagbrot setzte mich Teri an ihre rechte Seite. Wir sprachen von der Reise und ähnlichen Nichtigkeiten. Ein- oder zweimal mußte ich fast hellauf lachen, als ich an meine, an Teris und ihres Bruders Anstrengungen dachte, damit der Bärenjäger keinen Verdacht schöpfe. Denn jetzt sah auch ich, daß er keine Ahnung hatte, wer ich sei. Er blieb der freundliche Wirt und nötigte uns einmal ums andere, mit ihm anzustoßen: Gott zum Gruß, Kinder! Teri, auch du mußt mit den seltenen Gästen anstoßen!

Teri stieß mit uns an. Aber so oft unsere Gläser sich berührten, zog sie ihre Hand vorsichtig zurück. Das Gespräch wurde zwanglos, sie wagte es immer seltener, mich anzusehen. Nach dem Essen erhob sich ihr Mann: Kinder, ich sehe nach den Gewehren. Haltet euch in einer Viertelfunde bereit!

Als er hinausging, folgte ihm auch Géza Mayer. Ich wußte, nur aus dem Grunde, damit der Bärenjäger uns nicht überraschen könne. Sein Schritt dröhnte sogar vom Ende des Ganges noch deutlich herüber.

Wir waren allein im Zimmer.

Als es draußen still geworden war, sah Teri mich an. Mit einem kalten, fast gleichgültigen Blick: Mein Mann weiß alles. Wie konnten Sie sich zu diesem Schritt entschließen?

Um so besser. Da kann er wenigstens mit mir anbinden.

Aber er ist ein schrecklicher Mensch, wenn er zornig wird, und ihr Atem ging schwer. Er wird Sie töten...

Möglich. Aber auch das Gegenteil ist möglich.

Sie stand auf. Sie trat lautlos an das Fenster und sah hinaus auf den Blumengarten.

Ich trat zu ihr: Sie sind sehr unglücklich, Teri. Schütteln Sie nicht

den Kopf, ich weiß seither fast alles, was mit Ihnen vorgegangen ist. Man hat Sie mir entführt, und ich lief Ihnen vergeblich nach. Ich fand Sie nirgends. Das sind nun vier Jahre her. Ich rechne schon auf nichts mehr, nur auf Sie. Werden Sie mit mir kommen?

Erst antwortete sie nicht. Sie sah auf den Garten. Als sie sich mir einmal zuwandte, glänzten Tränen in ihren Augen: Er ist doch mein Gatte, flüsterte sie mit bebenden Lippen.

Aber Teri! rief ich sie an. Sich so zu begraben! Und sterben, bevor Sie gelebt haben! Warum schrieben Sie mir dann diese beiden Male?

Lassen Sie mich allein, und sie faltete die Hände, während die Tränen ungehemmt über ihr liebes, viel gelittenes Antlitz liefen. Ich war es meinen Erinnerungen schuldig, daß ich an Sie dachte. Sie taten mir damals so leid...

Sie wollen doch nicht hierbleiben?

Sie glitt hinter das Fenster, so daß der Vorhang ihre gebrochene Gestalt halb verdeckte. Sie wiederholte unter Tränen: Ich weiß nicht... ich weiß nicht...

Auf dem Hof rief man meinen Namen. Ich ging hinunter, ohne zu grüßen, denn jetzt hatte ich mich zum ersten Male wirklich in Teri Mayer getäuscht. Aber es kam mir vor, als hätte sie mir noch etwas nachgerufen, als hörte ich durch die halboffene Tür: Achten Sie auf sich...

In einer halben Stunde erreichten wir drei den Wald. Wir luden die Gewehre auf Kugeln und marschierten los, in ziemlichem Entfernungen voneinander. Ich ging in der Mitte. Wir hatten vereinbart, uns oben auf einer gewissen Lichtung zu treffen. Wenn ich die gerade Richtung einhielt, mußte ich genau hingelangen.

Ich warf das Gewehr über die Schulter und ging los. Am wenigsten achtete ich auf die Richtung, weil mich quälende Gedanken beschäftigten. Manchmal blieb ich stehen und lauschte. Von rechts, aber weiter entfernt, knackten in gleichen Zwischenpausen die Äste. Dort

ging Teris Mann. Von links hörte ich eine geraume Weile nichts. Ich ging weiter, aber jetzt auf den Gipfel zu.

Und während ich nachdachte, fühlte ich immer klarer, daß Teri dennoch mit mir kommen werde. Wie lange dieser Gang durch den Wald dauerte, weiß ich nicht. Als ich aber wieder einmal stehenblieb, hörte ich keinerlei Geräusch mehr.

Auch der Weg führte anscheinend abwärts. Ich vermutete, daß ich mich verirrt hatte. Ich gelangte auf eine kleine Lichtung, aber das mochte eine andere Lichtung sein. Die Sonne stand schon schräg und brannte heiß in die Mitte herab. Ich sah nach der Uhr: es waren fast zwei Stunden vergangen, seit wir uns voneinander getrennt hatten. Ich blieb stehen und begann zu lauschen. Schweigen, tiefes Schweigen überall. Nur der Kuckuck schrie irgendwo und zählte die Jahre der Bauern. Schon wollte ich mich niederlegen, als ich einen Schuß hörte, aber von der entgegengesetzten Richtung der Bergseite. Ich ging schnurgerade in dieser Richtung los. Kurze Zeit danach knallte ein zweiter Schuß durch den Forst, bereits näher. Ich dachte, daß es Signalschüsse seien.

Nach einer halben Stunde erreichte ich die Lichtung. Die beiden lagen bereits im Grase und brieten Speck am Spieß. Die beiden Schüsse waren wirklich für mich bestimmt, damit ich mich nicht verirrte. Sie waren sichtlich erleichtert, als ich am Rande der Lichtung auftauchte. Die Feldflasche kam zum Vorschein, und wir begannen freundschaftlich zu plaudern.

Von fern sahen die Steirischen Alpen herüber. Unter uns aber, tief drunten im Tale, lag friedlich das Dorf, und darüber bligte das rote Dach der Försterei. Zwei kleine Wolken glitten gemächlich über die Mitte des Himmels, sonst war Schweigen. Wie in einer Kirche. Beute gab es nicht. Und plötzlich traf mich der Gedanke, daß auch die beiden vielleicht gegrübelt hatten, den ganzen Weg entlang, wie ich selbst. Aber diese Annahme verwarf ich bald. Teris Gatte wartete

mir mit solcher Freundlichkeit Essen und Trank auf, daß er dumm sein mußte, wenn er dennoch etwas ahnte. Er erzählte viel interessante Einzelheiten aus seinem Leben im Walde.

Schon begannen leichte Dünste auf die fernen Täler zu fallen, und die Sonne stand auf den Bergkuppen, als wir aufzubrechen begannen. Der Bärenjäger bot mir die Feldflasche: ich tat einen kräftigen Zug. Auch er trank. Wir warfen die Gewehre über die Schulter.

Aber da stellte er sich vor mich hin: Höre mal, Kamerad? Ich sage dir, machen wir das Theater nicht weiter! Erledigen wir diese vierjährige Frage unter uns!

Er sagte das freundschaftlich, wie einer, der fühlt, daß er noch nie vorbeigeschossen hat. Géza Mayer starrte ihn entsetzt an. Er sprang zwischen uns beide: Um Gottes willen, seid ihr wahnsinnig?

Ich leugne nicht, daß ich überrascht war. Aber ich verriet mich nicht. Während des dritten Teiles einer Sekunde durchzuckte mich der Gedanke, daß es auf diese Weise keinen Sinn habe weiterzuleben. Vom Zielschießen verstand auch ich ein wenig, und wenn ich jetzt auswich, war alles vorbei. Und während Géza Mayer zwischen uns beiden erschrocken gestikuliert, schrie ich ihn an:

Mache dich nicht lächerlich! Stelle dich beiseite und zähle bis drei! Wir machten keinerlei Kuhhandel. Ich ging nach rückwärts, mein Gegner ging bis an das gegenüberliegende Ende der Rasenfläche. Dann nahmen wir Aufstellung Aug' in Auge. Die Entfernung mochte hundertfünfzig Schritte betragen. Géza Mayer stand seitwärts und fluchte:

Ich sehe, daß ihr toll seid! Eins!

Der Förster hob die Waffe und zielte. Ich zielte auch.

Verdammte Mörder seid ihr, wenn ich sage: Zwei!

Der Gewehrlauf des Försters wurde ein Punkt vor meinen Augen. Meine Waffe bebte nicht.

Drei . . .

Zwei gresle Blicke im gleichen Augenblick ... Als hätte mir jemand einen fürchterlichen Schlag unter die rechte Schulter versetzt ... Ich sah noch den Rauch und Géza Mayers entsetztes Gesicht, dann fiel der Rasen unter mir fort ...

Als ich auffah, brannte die Sonne grell durch das Fenster. An das Fußende meines Bettes gestützt stand Teris Mann und blickte mich unverwandt an. Mein Kissen war blutig. Teri kniete vor meinem Lager, ihren Kopf auf ihren Arm gelehnt, als schlief sie. Ihr Gatte machte, als er bemerkte, daß ich die Augen aufschlug, einen Schritt auf mich zu. Ich glaube, er wollte mir die Hand schütteln. Auf das Knarren der Diele jedoch erbebte Teri, schrie auf und sprang mit ausbreiteten Armen vor ihren Gatten:

Tun Sie ihm nichts! ... Tun Sie ihm nichts! ...

An mehr erinnere ich mich nicht, denn es war plötzlich, als schlief ich ein. Als ich zum zweiten Male erwachte, dämmerte es. Im Nebenzimmer sprachen zwei oder drei Personen laut miteinander. Teri saß neben meinem Kopfe mit irgendeiner Handarbeit. Sie saß mit ernstem Gesicht da und summite ein kleines Liedchen vor sich hin.

Als sie mich bemerkte, legte sie die Hand auf meine Stirn: Nun, Sie großartiger Gast ... ?

Aber sie sagte es nicht unfreundlich. Es war etwas in ihrer Stimme, das jubelnde Freude in mir entfachte.

Bin ich schon lange hier?

Den fünften Tag heute. Rühren Sie sich nicht, denn dann werde ich böse!

Ich zog ihre Hand an mich. Sie ließ mich gewähren.

Was gibt es Neues, gnädige Frau?

Es währte längere Zeit, ehe sie antwortete. Und dann zitterte ihre Stimme: Er ist fort ... er reicht die Scheidungsklage ein ...

Hier stockte sie.

Das Herz wurde mir sehr schwer. Ich bewegte mich ... Sie rief mir

zu, aber auch jetzt nicht unfreundlich: Rühren Sie sich nicht ... Ich werde böse, wenn Sie auch jetzt nicht auf mich hören ... Sie dürften mich schon kennen ...

Aber meine Gedanken waren anderswo: Was soll jetzt werden, gnädige Frau?

Jetzt? Und eine Träne blühte in ihrem Auge. Ich fahre jetzt heim. Ihre Schwester ist mit ihrem Manne gestern aus Budapest angekommen: sie sind im Nebenzimmer. Sie werden hierbleiben, bis es Ihnen besser geht ... Ja, ich fahre jetzt heim ...

Ich antwortete nicht, nun war ja doch alles gleich. Mein Kopf fiel seitwärts in das Kissen. Sie saß neben mir, vor sich hingeneigt. Nie werde ich diesen Augenblick vergessen, wie gebrochen sie fortfuhr, während Tränen über ihr liebes Antlitz perlten: Ich gehe heim ... und ... und ich kann nie Ihre Frau werden ... Sie haben mir so viel Schweres angetan ... Nicht jetzt hätten Sie für mich eintreten sollen ... Es ist bereits zu spät ... lieber ... Koloman ...

Bei meinem Namen schluchzte sie laut auf. Und sie reiste noch am gleichen Abend ab. Damals verlor ich sie zum letzten Male. Ich machte gar keinen weiteren Versuch mehr. Wozu? Ich sah ein, daß sie recht habe. Und daß es so gut sei. Zehn Tage später war ich in Budapest. Aber da überraschte mich Géza Mayer. Er fiel seiner Gewohnheit gemäß mit der Tür ins Haus.

Verzeihung, bitte sehr, Herr Oberleutnant, ergebenst, aber Teri hat eine neuerliche Verrücktheit erfunden. Sie möchte deine Frau werden und sekkierte mich so lange, daß ich — nachdem sie die doppelten Reisespesen im vorhinein erlegte — mich noch einmal bereit erklärte, den Unterhändler zu machen. Diese Weiber werden mich noch frühzeitig ins Grab bringen! Nun, bitte ergebenst, bist du einverstanden? Denn mir wird die Sache auf die Dauer schon langweilig ...

Was ich darauf antwortete?

Nun bin ich so ziemlich am Ende der Geschichte. Zwei Wochen später

kam meine Tante mich holen. Das war Ende Mai. Seither ist Teri von ihrem Manne geschieden. Jetzt wird sie meine Frau werden.

Meine Tante bringt seit zwei Monaten schon das Haus und den Garten in stand. Sie bereitet alles in einer Weise zu Teris Empfang vor, als durchlebte sie noch einmal ihre eigene arme, zerrissene Jugend. In fünf Tagen wird unsere Hochzeit sein: Teris Eltern werden kommen, mein Vater, meine Mutter werden dort sein und meine Schwestern und die kleine Marthe mit ihrem Gatten. Und auch mein alter Oberst wird nicht fehlen: er wird mein Brautführer.

Ich bin glücklich, weil ich auch Teri glücklich sehe. Bis zur Verhandlung der Scheidungsklage war sie sehr aufgereggt, aber seither ist sie wie ausgewechselt. Sie wurde wieder die alte Teri Mayer, an die ich mit so tiefem Kummer zu denken nie aufgehört hatte. Es sind Tage, an denen sich drei Briefe von ihr kreuzen: Vom Anfang bis zum Ende Weisungen und Befehle. Und ich freue mich, daß ich ihr folgen darf. Welche Briefe sie nun wieder schreiben kann! Aber nie unterbleibt in ihnen die eine Drohung: „Ich werde dem Herrn Oberleutnant noch viel Sorgen machen.“

Es war so, daß ich sie mir aus dem besetzten Oberland holen sollte. Aber davon wollte sie nichts wissen. Immer wieder bedeutete sie mir, daß sie mich in diesem Hotel aufsuchen wolle, in dem ich damals ihre Spur verlor. Heute nacht wird sie mit ihrem Bruder eintreffen. Am Vormittag bringe ich sie bereits zu meiner Tante.

Er sah auf die Uhr und erhob sich.

Es ist viertel nach eins, sie kann jeden Augenblick hier sein. Ihre alten Briefe sind deshalb bei mir, weil ich sie in den letzten Tagen hervorgeholt hatte und so in meiner Tasche verbarg. Und indem ich im Geiste die vergangenen Jahre durchflog, grübelte ich darüber nach, ob ich recht getan hatte, als ich mir Teri Mayer nach vier Jahren wiederholte. Mehr als einmal kamen mir Zweifel. Aber dann fielen mir immer die Worte meines alten Kommandanten ein: Mein

Sohn, lamentieren wir nicht, die Philosophie tötet, Hauptsache ist der soldatische Schwung!

Ich weiß, daß ich nunmehr nie wieder Grund zur Unruhe haben werde. Meine Tante will Teri wie eine Tochter lieben, und wir zwei werden uns nie mehr fortsehnen. Wir werden keine Wünsche haben und darum auch nicht enttäuscht werden. Im Winter werde ich sie nach Pest bringen, aber in der übrigen Zeit werden wir auf dem Dorfe leben. Die Menschen sind heute so schlecht! Und es tröstet mich und ich denke lächelnd daran, daß einem gewesenen Oberleutnant von jetzt an niemand mehr Sorgen bereiten wird, Teri Mayer aufgenommen ...

Von der Station klang in diesem Augenblick ein schriller Pfiff.

Lenentwegt fangen die Wasser des Balaton. Es gab keine Wolke, keine Sterne. Nur der Mond stand in der ungewohnten Tiefe des Himmels, und wie er mit herbem Lächeln abwärts blickte, begannen sich violette Wolken über die Gegend zu breiten.

Die Terrasse lag im Halbdämmer, nur ein einziger großer Brenner sprühte noch vor dem Aufgang. Schweigen, tödliches Schweigen kam von draußen. Ich saß in der Ecke mit über die Ohren geschlagenem Mantelfragen. Ich war traurig und niedergeschlagen, obgleich ich meine Trauer nicht begründen konnte. Alte, alte Dinge kamen mir in den Sinn, und ich dachte an Kameraden, von denen ich seit Jahren nichts mehr gehört hatte.

Ich fühlte mich sehr einsam.

Mein Freund ging auf der dämmrigen Terrasse auf und ab. Schon seit einer Viertelstunde war es so, daß ich in der Ecke kauerte und er auf und ab ging, als kämpfte er mit einer Legion Erinnerungen. Plötzlich bog ein Wagen an der Promenadenseite ein und hielt mit einem Ruck vor dem Aufgang: mein Freund trat zu mir und schüttelte meine Hand: Grüß' Gott!

Grüß' Gott! sagte auch ich und drückte ihm die Hand.

Er eilte zum Aufgang des Hotels und blieb auf der untersten Stufe mit ein wenig vorgebeugtem Oberkörper stehen. Er horchte hinauf gegen die Terrasse. Ich saß in der Ecke, unbemerkt.

Da erklang draußen eine liebe, ruhige Frauenstimme: Géza, laß die Koffer in mein Zimmer hinaufbringen!

Ich höre! antwortete eine Männerstimme. Mit dir hat man ewig nichts als Arbeit!

In diesem Augenblick nahte sich leises Kleiderrascheln der Terrasse. Und im gleichen Augenblick erschien ein hübsches Geschöpf auf der obersten Stufe und blieb stehen. Sie war noch ein halbes Kind. Als sie meinen Freund erblickte, begann sie zu lächeln. Und von diesem

Lächeln wurde die dämnrige Terrasse hell. Es war ein furchtsames, kleines Lächeln, als sie einander so gegenüberstanden.

Die junge Frau redete zuerst: Servus ...

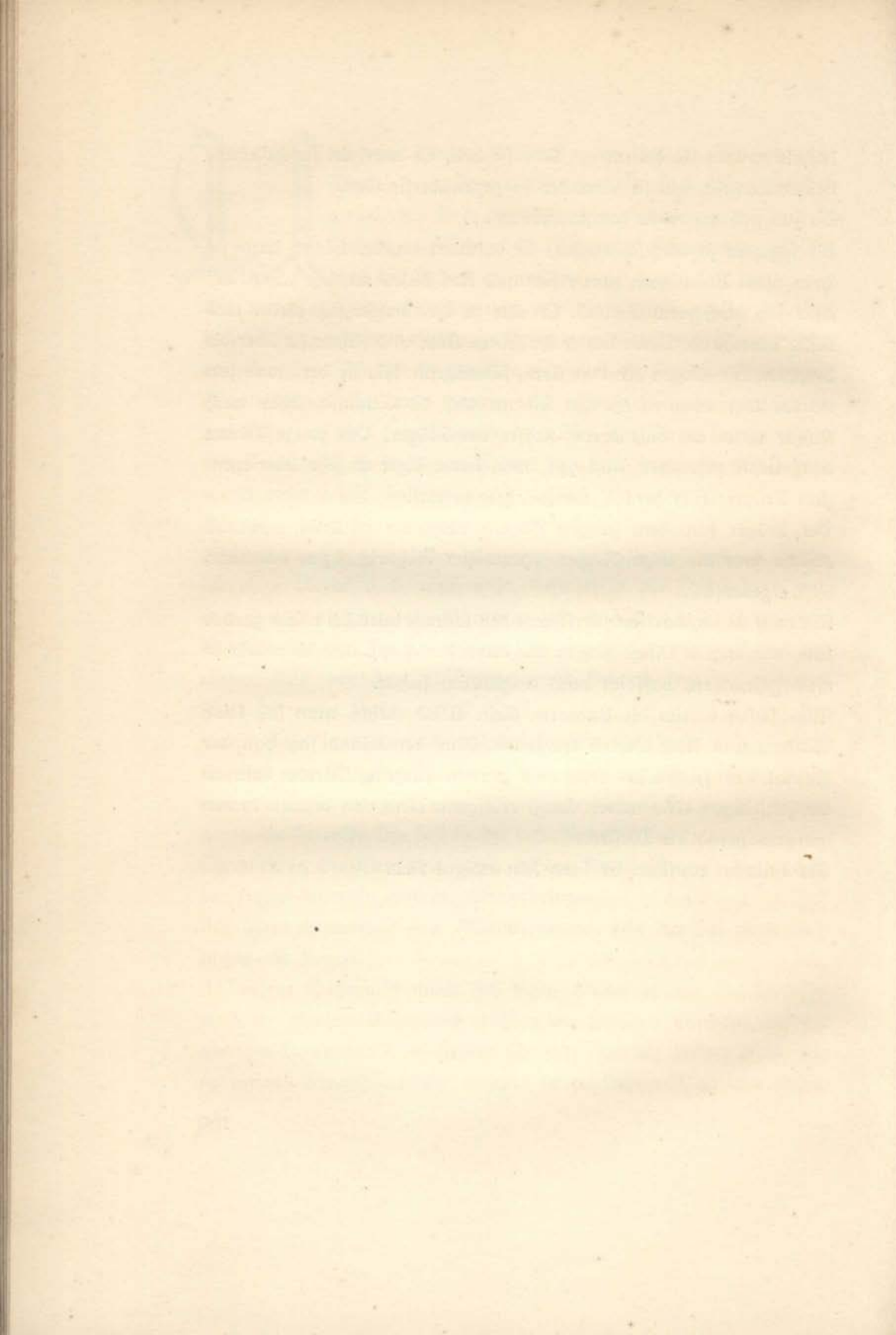
Sie sagte es so ungeschickt, daß sie verwirrt wurde. Sicher duzte sie ihren alten Bräutigam zum erstenmal. Auf dieses mutlose „Servus“ regte sich auch mein Freund. Er eilte zu ihr, beugte sich nieder und küßte ihre Hand. Dann bot er ihr seinen Arm und führte sie über die Treppen. Sie gingen Arm in Arm, schweigend. Als sie verschwunden waren, trat noch ein junger Mann auf die Terrasse. Ihm nach leuchtete unter der Last dreier Koffer ein Träger. Der junge Mann warf einen zufälligen Blick auf mich, dann sagte er sehr überlegen zum Träger: Hier herauf, Senjor, hier herauf.

Der Träger kam dem jungen Manne nach, der natürlich niemand anders war als Géza Mayer, ehemaliger Fähnrich bzw. Leutnant, bitte ergebenst.

Als auch sie im Korridor verschwunden waren, blieb ich allein zurück. Alte, vergangene Dinge gingen mir durch den Kopf, und ich wurde so niedergeschlagen, daß ich mich unglücklich fühlte.

Alles schlief bereits im Badeorte. Kein Wind wehte, man sah keine Wolken, und keine Sterne leuchteten. Nur der Mond sah von der Kuppel des Himmels herab mit saurem Lächeln. Füreds Lampen am jenseitigen Ufer waren lange erloschen. Und von drüben kamen immerwährend die Wellen.

Der Balaton rauschte. Er sang sein ewiges Lied.



René Fülöp-Miller: Johann Komáromi

Eines Abends, zur Erntezeit des Jahres 1902, trat der Lehrer des oberungarischen Bauerndorfchens Málcza in die Hütte der Kleinhäuslerin Frau Komáromi und setzte ihr weitläufig auseinander, daß es doch schade wäre, wenn sie ihr Söhnchen, den kleinen Jancsi, bei der groben Bauernarbeit im Dorfe beließe; denn der Junge zeige ganz besondere Gaben, verstehe das Buchstaben-Malen schon besser als mancher Alte im Dorfe, und es könne aus ihm, wenn man ihn weiter studieren lasse, dereinst noch ein großer Mann, am Ende gar ein Stuhlrichter werden.

Die arme Bäuerin war glücklich über das Lob, das der Lehrer ihrem Sohn spendete, zugleich aber auch tief bekümmert, denn, so viel sie auch für den Gutsverwalter schon gearbeitet haben mochte, so reichte doch das wenige Ersparte nie und nimmer hin, um den kleinen Jancsi in der Stadt lernen zu lassen.

Als aber der Ausspruch des Lehrers von dem einen Ende der Dorfstraße zum anderen durch die Bauernhütten gewandert war, fanden sich bald Leute aus der näheren und fernerer Nachbarschaft ein, von denen sich jeder bereit erklärte, mit einigen Sechsern dazu beitragen zu wollen, daß aus dem kleinen Jungen aus Málcza ein gelehrter Herr werde; ein besonders wohlhabender Nachbar spendete zu diesem Zweck sogar einen Silbergulden.

Als der Herbst gekommen war, nahm Frau Komáromi ihren Jungen, zog ihm das beste Gewand an und brachte ihn in die uralte Komitatsstadt Sárospatak, in das berühmte reformierte Kollegium; dorthin pflegten sogar die Komitatsherren, selbst aus den fernsten Dörfern und Städten des großen Ungarn, ihre Söhne zu schicken, damit aus ihnen gelehrte Männer würden.

Nachdem nun der kleine Jancsi glücklich in dem Konvikte untergebracht war, ergab sich alsbald, daß die ganze gewaltige Summe, welche die Bauern von Málcza zusammengesteuert hatten, für die Kosten der Fahrt und für das Schulgeld aufgegangen war und daß nur noch zwanzig Kreuzer übrigblieben. Diese ließ die Mutter ihrem Knaben zurück, damit er sich mit ihrer Hilfe weiter durchs Leben bringe. Sie selbst wanderte, zufrieden mit dem, was sie besorgt, zu Fuß in ihr Dorf zurück.

Aus Johann Komáromi wurde wirklich ein gelehrter Mann: Zum Stuhlrichter hat er es zwar nicht gebracht, aber die Bauern seiner Heimat konnten trotzdem auf ihn stolz sein, denn der Sohn der Kleinhäuslerin aus Málcza gilt jetzt als einer der repräsentativen Dichter Ungarns.

Vielleicht ist er es gerade dadurch geworden, daß er bis heute der Bauernsohn geblieben ist, der die Welt mit reinen, offenen Augen zu sehen weiß. Die Universitätsstudien, der Kriegsdienst, die journalistische Tätigkeit in den Redaktionen von Budapest und im Pressebureau des Wiener Kriegsministeriums, dies alles hat ihn manches sehen und erleben lassen, und in seinen Romanen hat er schlicht und mit gewinnender Anschaulichkeit dargestellt, was er auf seinen vielfältigen Wanderungen erlebt hatte.

Die unvergeßlichen Gestalten aus seiner Heimat, jene eigenartigen starrköpfig-zänkischen und doch wieder gutmütigen Bauern in den Dörfern am Fuß der Karpathen, deren Freuden und Sorgen; die kleine Provinzstadt während des Krieges; dann wieder Wien in den erregten Tagen des Zusammenbruches, alle die kleinen und großen Begebenheiten, welche zwischen dem stillen Leben des Knaben im Dorfe und dem Ruhm des reifen Dichters liegen, werden in Komáromis Büchern vorgebracht, in einer leicht fließenden Sprache, der man die Freude am Erzählen anmerkt.

In ihrer unverfälschten Einfachheit liegt die besondere Art und zu-

gleich die große Qualität dieser Dichtungen: Sie vermitteln durch ihre Schlichtheit ein echtes und lebendiges Bild des ungarischen Lebens. Der feinsinnige österreichische Lyriker Alexander von Sacher-Masoch hat es sich zur Aufgabe gemacht, dem deutschen Publikum Werke der modernen magyarischen Literatur in ihrer Urwürdigkeit nahezu bringen. Er hat sicher recht getan, sein Übertragungswerk gerade mit den Romanen von Johann Komáromi zu beginnen.

Alexander von Sacher-Masoch: Komáromi

Es ist das erstemal, daß eines seiner Werke in deutscher Sprache erscheint. Obwohl er noch jung ist, zählt er schon heute zu den Ersten seines Landes. Und man kann von ihm sagen, daß er der Seele des ungarischen Publikums näher gekommen ist als alle anderen Dichter der ungarischen Gegenwart.

Wenn wir sein Leben betrachten, gewinnen wir Verständnis für alles, was seine Bücher so packend gestaltet. Wer das Porträt jenes Dichters Johann Komáromi von heute wahr zeichnen will, wird sich vorerst in die Vergangenheit dieses Mannes vertiefen müssen. In eine Vergangenheit voll Armut, Entbehrungen und kleiner Verhältnisse. Er wurde am 22. Dezember 1890 in Málca, einem kleinen, nordungarischen Dorf geboren. Jene Gegenden gehören heute dem tschechischen Staate an. Wenn man aber weiß, wie sehr der Ungar an jedem Fleckchen Erde seines tausendjährigen Landes hängt, und wie er unter dem Verlust der abgetrennten Gebiete leidet, so wird man es verständlich finden, daß Komáromi noch heute von „besehten“ Gebieten spricht und nicht von für immer verlorenem Land. Er liebt diese Erde, auf der er die ersten Jahre seiner schweren, von Sorgen überschatteten

Jugend verbracht hat. „Ich war seit zehn Jahren nicht mehr daheim.“ In diesem Satz klingt die tiefe Trauer eines Verbannten nach.

Sein Vater war ein armer Kleinhäusler, der als Fuhrwerker und gelegentlicher Tagelöhner für sich und die Seinen das kümmerliche Leben erwarb. Auch waren sowohl auf mütterlicher als väterlicher Seite die Verwandten alle so arm, daß der Reichste von ihnen nicht mehr besaß als 25—30 Joch Erde.

In diesem Dorfe verlebte er die ersten fünf Jahre seines Lebens, und jetzt übersiedelte sein Vater nach Legenye, ebenfalls einem oberungarischen Dorfe. Diesen Ort hält Komáromi noch heute für „sein Dorf“, seine Heimat. Die Gegend, in der er geboren war und seine Kinderjahre verlebte, ist eine Welt der Gegensätze. Der Winter ist bärenkalt, und in den Wintermonaten kommen die Rudel der Wölfe aus dem Gebirge herab bis in die Dörfer; der Sommer ist heiß und die sommerliche Natur üppig und lebendig gefärbt. Von der einen Seite winkt das hohe Gebirge herüber, von der anderen Seite sieht man in die große ungarische Tiefebene hinein. Hier leben nebeneinander Ungarn, Slowaken und Ruthenen, und auch die Menschen dieser Gegenden sind voller Gegensätze und verfallen ohne Uebergang aus einem Extrem in das andere: Aus tiefer Trauer in hellerschäumende Laune. Auch die wirtschaftlichen Verhältnisse kennen nur Widersprüche. Die ganze Erde ist Eigentum von ein paar Grafen und Baronen, das Volk aber lebt in fürchterlicher Armut.

Den Niederschlag dieser an Extremen so reichen Gegend finden wir auch in Komáromis Werken. Ein seltsames Nebeneinander von Melancholie und Humor.

Er besuchte die Volksschule im heimatlichen Dorf Legenye, und da er ein ungewöhnlich aufgewecktes und fleißiges Kind war, erwarb er sich die besondere Liebe der zwei Größten des Ortes, des Pfarrers und des Lehrers. Er gehörte der reformierten Kirche an, und so überredeten seine zwei Gönner den Vater, besonders aber seine Mutter, sie

mögen ihn auf dem vierhundertjährigen berühmten reformierten Kollegium in Sáros Patak studieren lassen. „Wir waren so arm, daß meine Mutter das für ein Jahr nötige Kostgeld und die Schultaxe von verschiedenen Freunden und Verwandten leihen mußte ...“ So kam er im September des Jahres 1902 nach Sáros Patak. Nachdem seine Mutter die Bücher gekauft, das Schulgeld, Kostgeld und die Wohnung bezahlt hatte, blieben ihr zwanzig Kreuzer übrig, und auch die gab sie ihrem Sohn, damit er in der weiten Welt nicht mittellos dastehe. „Das war mein Erbteil. Denn kurze Zeit darauf starb meine Mutter ...“ Seine vier kleineren Geschwister nahm ihre Großmutter ins Haus, er aber blieb von da ab im Kollegium. Sein Bleiben wurde dadurch ermöglicht, daß die Schule ihn von diesem Zeitpunkt an frei erzog. Diese Schule hat nämlich eine Reihe großer Stipendien für arme Knaben, und der kaum Zwölfjährige wußte, daß er ganz auf sich gestellt war und strebte mit ganzer Kraft vorwärts. Überdies verdiente er sich noch, da er auf jeden Heller angewiesen war, durch Nachhilfestunden eine Kleinigkeit, er unterrichtete einige seiner schwächeren Mitschüler. Von seinem Vater hörte er in diesen acht Studienjahren nur selten etwas. Der Alte trieb sich als Fuhrwerker, Holzknecht und Gelegenheitsarbeiter im Lande herum und hatte nicht viel Sinn für die Erziehung seiner Kinder. In den großen Ferien wurde der Knabe zumeist von einem oder dem anderen seiner Schulkameraden in deren elterliches Haus eingeladen, oder aber sie bildeten eine Gruppe zu dreien oder vierten und durchstreiften als kleine Touristen die verschiedenen Gegenden Ungarns. Schon früh entwickelte sich in ihm eine große Liebe zur Natur, die uns aus allen seinen Werken entgegenleuchtet. Er war acht Jahre hindurch der Primus seiner Klasse, und seine Lehrer liebten den stillen, altflugen Knaben, in dem sie den Ernst eines reifen Mannes mit der Einfalt des Kindes gepaart fanden. Und hierin liegt vielleicht das größte Geheimnis jener großen Unmittelbarkeit der Schilderung,

Echtheit des Gefühls und Naivität der Darstellung, die uns in seinen Romanen und Novellen so bezaubert und ihn mit so jungen Jahren schon unter die Ersten seiner Nation erhoben hat. Über dem Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer hängt eine alte Photographie. Das Werk irgendeines Landphotographen. Dieses Bild zeigt uns einen kleinen Bauernjungen mit bis zum Kinn hinauf zugeknöpftem Röckchen, mit altklugem Lächeln und wunderbar lebendigen Augen. Man kann ihn heute nicht wirklich erkennen, wenn man dieses Bild nicht gesehen hat. Denn obwohl er inzwischen ein Mann geworden ist und seine Ziele höher gesteckt hat als damals, in den Mauern des altherwürdigen Kollegiums, so ist er dennoch auch heute seinem Wesen nach ein altkluges, großes naives Kind, das nur Unmittelbares und Echtes schreiben kann.

So finden wir in seinen Werken das oberungarische Land wieder, mit seinen Bergen und Tälern, seinem wechselvollen Klima und den seltsamen fröhlich-traurigen Menschen, die es bevölkern. Kein Ungar hat diese erdgebundene, fürchterliche Armut so geschildert, wie er in seinem Roman „He, Kosaken!“ und in seinen zahllosen, kleinen Bauerngeschichten.

Im Juni des Jahres 1910 verließ er das Kollegium nach bestandener Reifeprüfung, und auch jetzt war er der Erste unter seinen Mitschülern. Im September des gleichen Jahres bezog er die Universität der Hauptstadt Budapest und studierte Jura. Sein erstes Studentenjahr verlief unter unglaublichen Entbehrungen. Die kleinen Ersparnisse und Unterstützungen aus der Kollegiumszeit waren bald aufgezehrt, und Johann Komáromi fand sich eines Tages dem Nichts gegenüberstehend. Aber schon im Herbst des Jahres 1911 gelang es ihm, in die Redaktion einer großen Tageszeitung einzutreten. Er wurde Journalist.

Am 1. Oktober 1912 rückte er als „Einjährig-Freiwilliger“ zu den Tiroler Kaiserjägern ein, und von hier sandte er seiner Zeitung seine

erste literarische Arbeit: „Soldatenleben in den Tiroler Alpen.“ Am 1. Oktober 1913 kehrte er nach Budapest zurück. Hier begann er allmählich, sein literarisches Schaffen auszubauen. Er war noch nicht 23 Jahre alt, aber selbst seine ersten Arbeiten, in denen er die originellen Figuren seiner unvergeßlichen engeren Heimat zeichnete, erweckten ernstes Interesse. Inzwischen nahte der denkwürdige Juli des Jahres 1914 heran, der Tag der allgemeinen Mobilisierung. Er rückte als einer der Ersten zu den Tiroler Kaiserjägern ein, und der erste Eisenbahnzug brachte ihn an die russische Front. Er nahm an den ersten blutigen Schlachten, Siegen und Niederlagen teil und wurde Ende 1914 bei Krakau in einem Bajonettsturm so schwer verwundet, daß er nie mehr an die Front zurückkehren konnte, weil er vier Jahre dazu brauchte, um wieder hergestellt zu sein. Aus dem Felde sandte er seiner Zeitung nur einen Brief, der als Leitartikel gebracht wurde und im ganzen Lande ungewöhnliches Interesse und große Sorgen erweckte. Denn aus dem schmerzlichen, aufrichtigmenschlichen Ton dieses Briefes erfuhren seine Landsleute zuerst, was denn in Wahrheit dieses mit so vielen Mäntelchen falscher Ideale und nationaler Phrasen umhängte Wort „Krieg“ bedeutete.

Als man ihn nach einjähriger Pflege aus dem Krankenhause entließ, wurde er als Leutnant in die Presseabteilung des Kriegsministeriums nach Wien kommandiert. Hier war er Referent der ungarischen Presseangelegenheiten. Seit dem Kriege lebt er in Budapest.

Er lag noch krank im Hospital, als er seinen ersten Novellenband „Sorge dich nicht, Kamerad“ veröffentlichte, der eine hohe Auflagezahl erreichte. Dieses Buch ist ein sehr unmittelbares Tagebuch der Leiden des Krieges. Diesem Werke folgten bald darauf die Novellenbücher „Andreas Csanaß in Wien“ und „Tilinko“, die von der Kritik sehr gut aufgenommen wurden. Die Presse lobte besonders das typisch Ungarische dieser Erzählungen und die wunderbare Sprache. Im Jahre 1917 veröffentlichte er seinen ersten Roman „Der Sommer

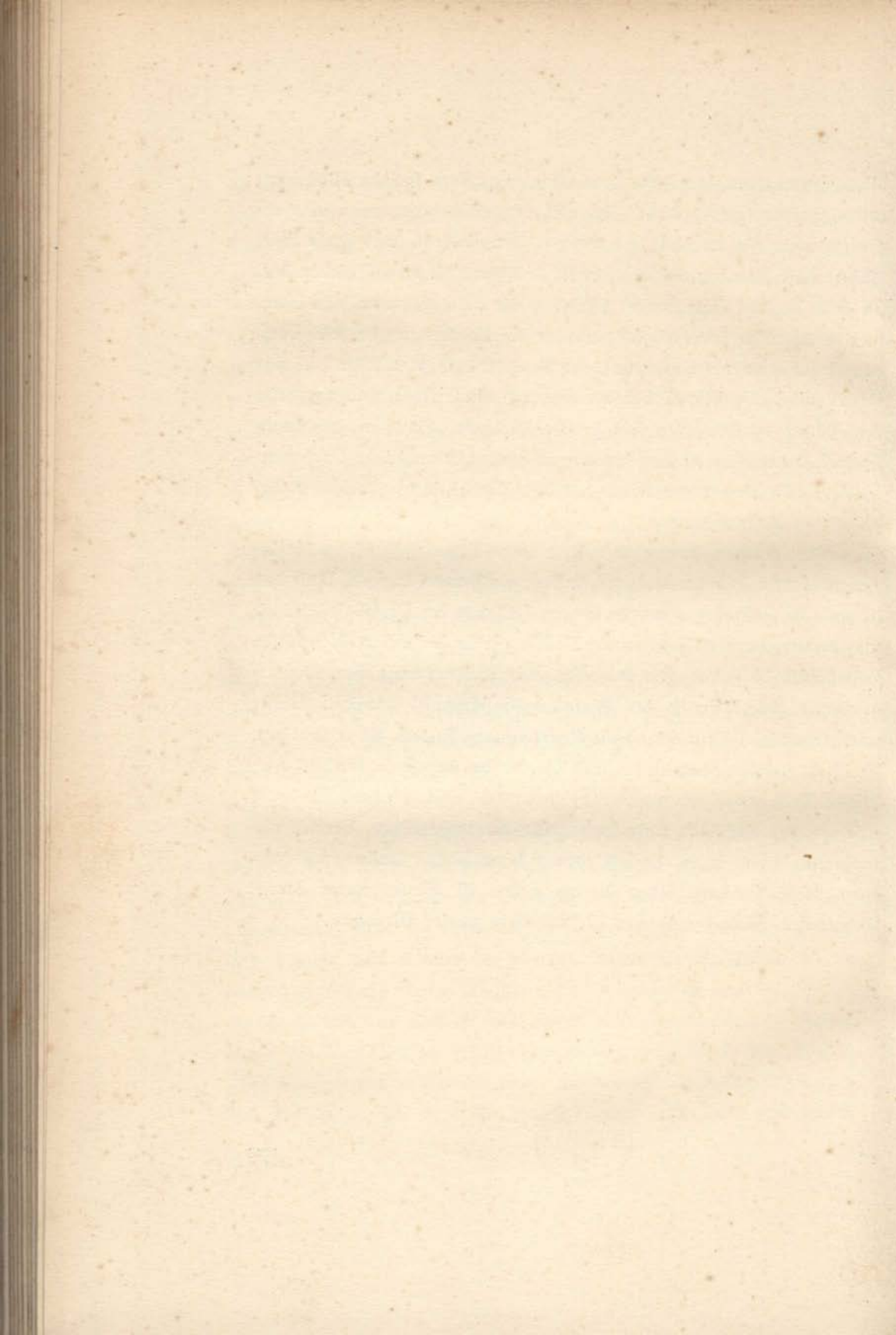
ist vorbei“, in dem er die Tage des letzten Vorkriegssommers schildert. Diese Bücher zählt Komáromi selbst zu den „ersten dichterischen Versuchen“. Aber in den neun Jahren, die seit dem Herbst 1919 vergangen sind, veröffentlichte er 18 Bücher, von denen eines ein größerer Erfolg wurde als das andere, und zwar: „Barfüßler“ (humoristische Kurzgeschichten), „Die Lumpengarde“ (historische Erzählungen), „Pappeln im Wind“ (die traurig-süße Geschichte der ersten Liebe), „Thomas Esze, der Obrist der Barfüßler“ (ein historischer Roman, der für eines seiner monumentalsten Bücher gehalten wird — die ungarische Presse erging sich bei Erscheinen dieses Buches in wahre Hymnen —, und der ein wunderbares Gemisch zwischen naivem Epos und historischem Roman darstellt. Sein Inhalt: Der Aufstand eines ungarischen Bauernführers gegen den Kaiser in Wien und gegen die Gewaltherrschaft der großen Herren). Es folgte der großangelegte Roman „Schwesterchen“, in dessen Heldin er eine der schönsten ungarischen Frauengestalten geschaffen hat. Dann kam der Roman „Teri“, den wir hier in deutscher Übersetzung lesen können. In dem Novellenband „Vidróczy“ wechseln ernste und humoristische Begebenheiten ab. Der Roman „He, Kosaken!“, in dem er das seltsame Leben seiner beiden Großväter beschreibt, ist vielleicht die verwegenste und markanteste seiner Arbeiten. Es ist der Roman der Bauern des ungarischen Oberlandes. Diese „Kosaken“ sind verwegene, tolle Kerle, die selbst mit dem Teufel anbinden, wenn es sein muß. Sie arbeiten zur Erntezeit auf den Feldern, fahren als „Fuhrweser“ über die Landstraßen Ungarns, oft monatelang ohne ihre Frauen und Kinder zu sehen, arbeiten als Holzfäller in den fernen, nordungarischen Wäldern und nehmen es mit der Art in der Faust mit den Wölfen und Bären auf. Hier schildert er Typen, die in der Weltliteratur einzig dastehen. Dann schrieb er den Roman „Die Studenten von Patak“, einen Knabenroman, dessen Schauplatz das Kollegium ist, das ihn erzogen hatte und ihm eine zweite

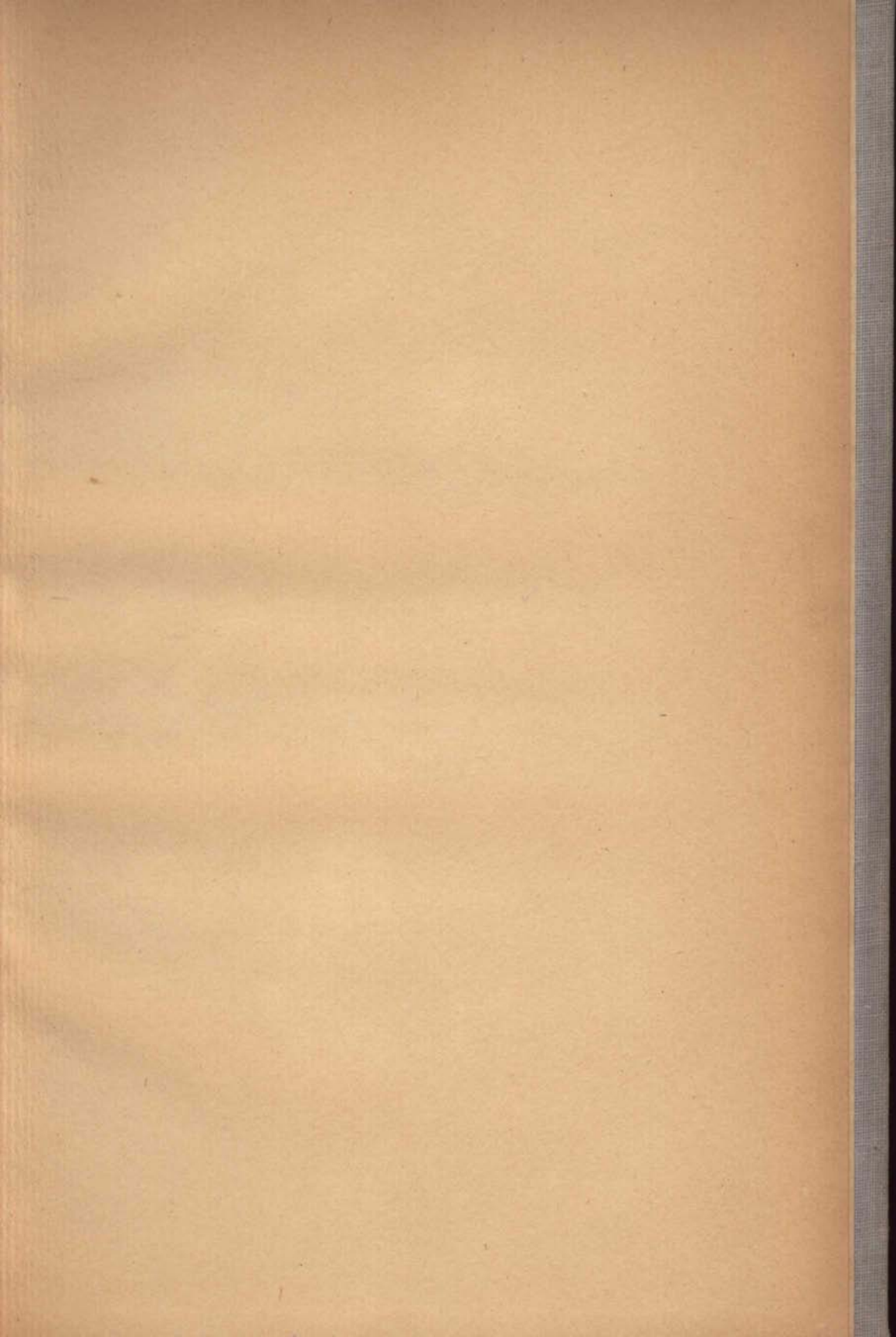
Mutter geworden war. Die zwei Romane „Das fremde Mädchen“ und „Hoffnungslose Liebe“ hängen organisch zusammen und erzählen vom nie erreichbaren, ewigen Frauenideal, und diese zwei Bücher hält Komáromi selbst für die schönsten, die er geschrieben hat. In dem Roman „Die Sechszehn“ schrieb er die Geschichte von sechs Ehen, in „Die Grenzen der Heimat“ baut er der Erinnerung an sein Dorf, das er für immer verloren hat, ein Denkmal. „K. u. k. Wien“ ist eine Satire auf das geistige Leben der früheren Kaiserstadt, und am Ende des Jahres 1928 erschien sein größter Roman „Haus an der Landstraße“, in welchem er das schwere, mühselige Leben seiner Vorfahren schildert. Die ungarische Kritik hat das Buch mit unglaublicher Begeisterung aufgenommen.

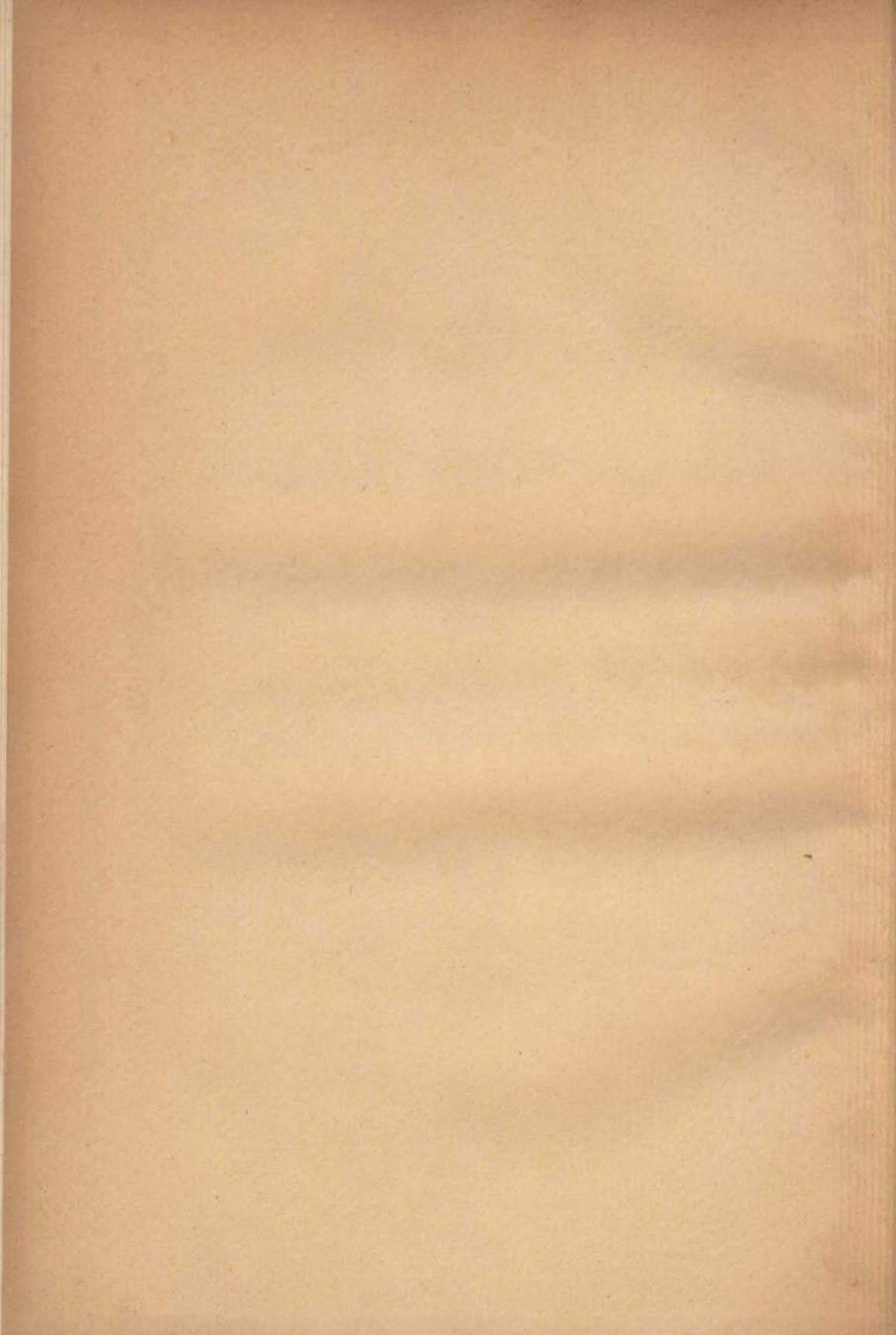
In seinen Büchern hat er eine Reihe von Typen geschaffen, die im ganzen Lande bekannt und zu Volkstypen geworden sind. Und das ist viel. Im Jahre 1920 wurde er zum Mitglied der Petöfi-Gesellschaft und im vergangenen Jahre unter die Mitglieder der ersten literarischen Gesellschaft Ungarns (die etwa im Range der preussischen Dichtersakademie gleichkommt), der Kisfaludy-Gesellschaft, gewählt. Sicher wird er auch in Deutschland die Anerkennung finden, die er verdient. Er ist ein großer Bewunderer und Freund des deutschen Volkes.

Dieses Buch, der Roman „Teri“, soll für sich selbst sprechen. Die darin geschilderten Zustände sind typisch für die ungarischen Verhältnisse während des Krieges. Er will darin keine Politik treiben und verfolgt keine Tendenz. Alles Weltgeschehen ist Hintergrund; Zweck, Inhalt und Sinn des Buches ist: Die Liebe zweier Menschen.









4/16/13

